



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Gesammelte Werke**

Lebensfluten. Die Liebenden und der Narr. Märchen. Traumland

**Kurz, Isolde**

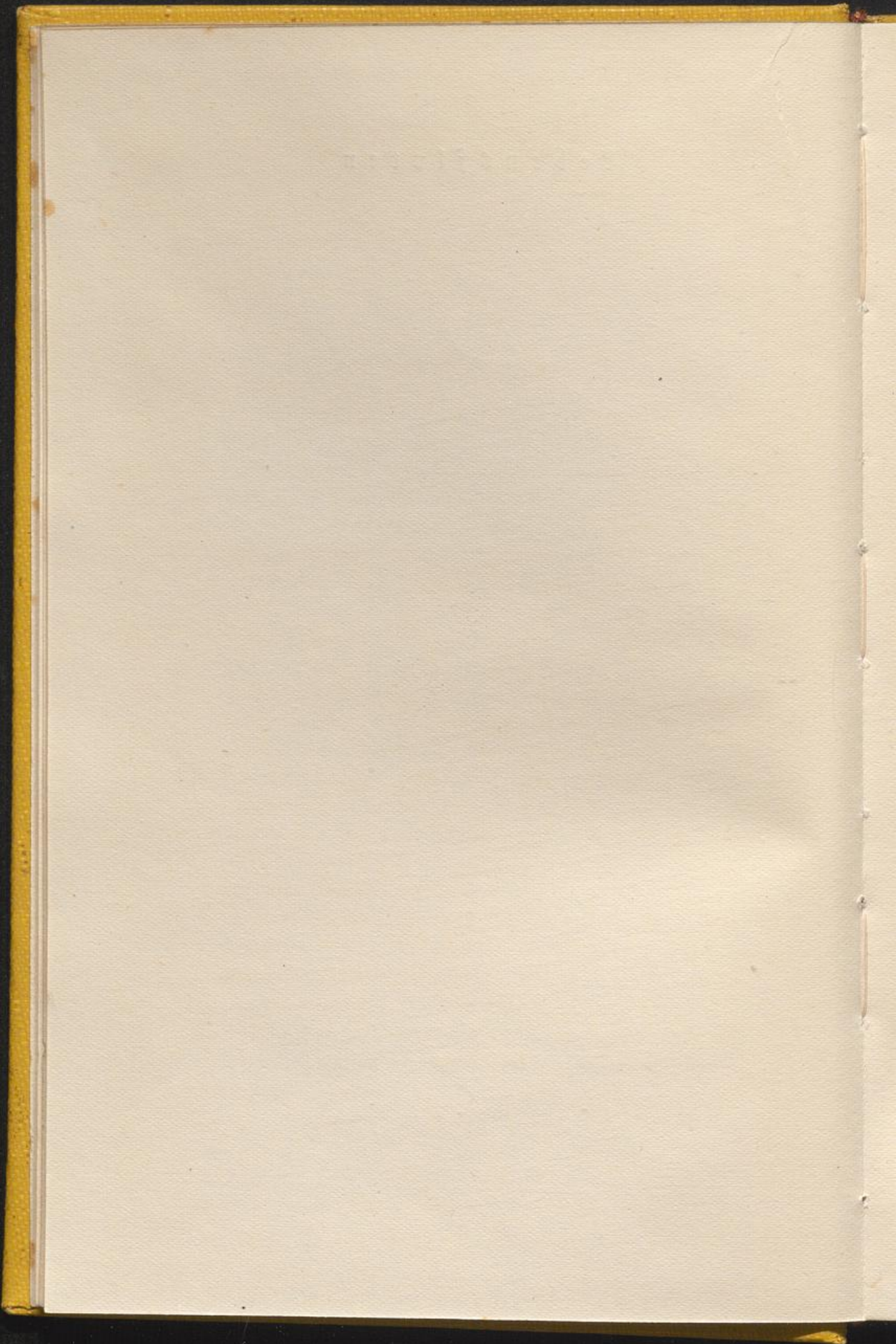
**München, 1925-**

Lebensfluten

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-72413](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-72413)

Lebensfluten



---

## Den Strom hinunter

Das Haus war ganz voll von den Zurüstungen zur morgigen Hochzeit. Besucher, Verkäufer, Lohndiener gingen aus und ein, Geschenke wurden gebracht, Sendungen abgegeben. Auf zusammengerrückten Stühlen und Tischen ragte ein Montblanc von Ausstattungswäsche mit breiten Feldern von weißen Tisch- und Bettlinnen, worauf ein Flockengekräusel von fein gefalteten Hemden und Leibchen, von duftigen Spitzenröcken und blütenweißen, gestickten Taschentüchlein wie frisch gefallener Schnee glänzte. Nirgends war mehr Raum zum Sitzen. Auf dem steifen Kanapee lag vorsichtig ausgebreitet das weiße Hochzeitskleid mit seinen schweren Atlasfalten, und darüber flockte hingehaucht der Brautschleier, ein liches, lustiges Gespinnst aus Seidentüll, leicht wie ein Hauch, zerreißlich wie das Glück.

Nur sie selbst, die liebliche Thora, der Mittelpunkt des ganzen Betriebes, fehlte. Sie hatte dem Herkommen ein Schnippchen geschlagen und war, indessen die Geschwister bei geschlossenen Türen ein für die morgige Feier gedichtetes Stück einübten, zum Hause hinausgeschlüpft, um sich heimlich von ihrem Axel zu einer Nachenfahrt entführen zu lassen. Die beiden wollten noch einmal die Poesie ihrer jungen Liebe auskosten. Das morgige Fest war das Fest der Tanten und der Schwiegermütter, nicht das ihrige. Und dann wurden die zwei Füllen ins Joch gespannt, damit er dem Staat diene und sie dem Hauswesen. Morgen mußten sie unterducken, mußten ins Herkömmliche, Fadengerade hinein.

Aber heute waren sie jung und frei, heute führte er sie noch einmal zurück zu dem grünen Ursprung ihres Glücks.

Ihr Ziel war ein stiller, einsamer Werder, flussaufwärts gelegen, mit mächtigen uralten Baumbeständen, verwilderten Parkanlagen und einem ehemaligen herrschaftlichen Landhaus, das jetzt als Sommerwirtschaft diente. Der Fluß hält das schmale langgezogene Inselchen mit zwei Armen von ungleicher Breite und Stromgeschwindigkeit umspannt; eine Fähre, die über den Hauptstrom führt, verbindet es mit dem Lande und ist an schönen Sommersonntagen in unausgesetzter Bewegung, denn alsdann pilgern die gepuzten Städter scharenweise die anmutigen Flußauen entlang, um den Werder mit Tanzmusik und dem Gelärme der Regalbahn zu erfüllen. Heute aber, als am Werktag, lag das Flußufer mit seinen hohen Erlen und Platanen in tiefer, grüner Einsamkeit, und Thora hätte den Weg lieber zu Fuße an Axels Arm gemacht; aber dieser konnte sich nun einmal die Freude nicht anders als zu Wasser vorstellen.

Thora saß am Steuer wie der Frühling in Person im blumigen, kurzärmeligen Musselinkleide, das im Schnitt gar pudrig an die Zeit erinnerte, wo der Großvater die Großmutter nahm, das feine Köpfschen mit den blaßgoldenen, vom Lockengeringel umgebenen Flechten durch einen großen Hut im Stil des Directoire geschützt, der das durchsichtige, blasse Rosenrot ihrer Wangen mit einem schwarzen Samtband verführerisch einrahmte. Wie ein hingehauchtes Pastellbild im schön stilisierten Rahmen war die Liebliche anzuschauen, und über ihrem ganzen Wesen lag jener unbeschreiblich zarte, vergängliche Duft der Eglantine, der zu sagen scheint: ‚Heute, nur heute bin ich so schön.‘ Axel hatte seinen Rock abgestreift und ruderte im weitmaschigen Wams, den kräftigen männlichen Hals und die muskulösen Arme der Sonne preisgegeben, die sie in häufigen und langen Liebkosungen schon mit einem schönen goldbronzenen Hauch gefärbt hatte. Zuweilen beugte sie sich vor, um ihm liebevoll mit ihrem Lächeln die vordringenden

Schweißperlen von der Stirn zu wischen, wofür er ihr durch ein Nicken und Lächeln dankte. Beide schwiegen; in der atemlosen Schwüle des Sommernachmittags hörte man keinen Laut als das Rinnen des Wassers, das taktmäßige Eintauchen der Ruder und von Zeit zu Zeit jenseits der Auen den melodischen Ruf der Goldammer über den gemähten Wiesen.

Warum wir nur so stille sind? begann sie plötzlich. Früher hatten wir uns immer so viel zu sagen. Weißt du noch? Von allem sprachen wir. Und ereiferten uns und stritten und konnten kein Ende finden und waren entzückt, wenn wir uns doch verstanden hatten. Jetzt sind wir stumm wie die Fische; warum doch nur?

Er sah ihr, auf den Rudern ruhend, mit einem langen abwesenden Blick ins Gesicht und gab keine Antwort.

Ja, so ist es immer, wenn ich ein Gespräch anfangen will, begann sie mit verstelltem Unwillen von neuem. Du siehst mich an, lächelst und antwortest nicht, und es ist, als ob du mich gar nicht hörtest.

Ob ich dich höre! entgegnete er, ohne Stellung und Miene zu wechseln. Ich höre dich mit den Ohren, mit den Augen, mit allen Sinnen, mit meinem ganzen Sein. Deine Stimme ist ja das, was ich zuerst an dir geliebt habe. Sie kommt zu mir wie aus einer anderen Welt, sie ist um mich wie ein tiefes reines Spiel der Glocken, ich sauge sie in mich, und mein Ohr möchte noch ihre letzte Schwingung festhalten. Aber was du sagst, du Geliebtes, das spricht nur einen Teil meines eigenen Wesens aus; mir selber brauch' ich doch nicht zu antworten.

Da können wir ja eine Taubstummenehe zusammen führen, Axel. Früher war es doch anders.

Früher, ja. Da waren wir sehr redselig. Aber jetzt — jetzt ist das alles in uns, wir haben unsere Seelen zusammengegossen, darum gibt es keinen Austausch mehr.

So ist es jetzt mit allen gemeinsamen Zielen vorüber, weil wir uns besitzen?

Ganz vorüber. Wir wissen nur, daß wir sind, und daß wir beisammen sind. Du und ich. Ich und du. Und weiter nichts.

Ist das auch recht, Arel?

Es ist recht, weil es ist und nicht anders sein kann. Es ist das flammende Scharlachrot der Liebe, das keine andere Farbe neben sich duldet. Es ist der Mittsommer der Seelen, die große glühende Stille, wo jeder Laut und Gedanke untergeht. Nur ein eintöniges elementares Summen geht über die Erde, worin alle Töne der Schöpfung zusammenfließen: Ich und Du, Du und Ich. Weiter gibt es nichts, weiter wollen wir nichts. Es ist das Meer, worein alle Quellen münden. Jetzt können wir nur noch zusammen schweigen. Weißt du nicht, du Süßes, daß dies das Höchste und Tiefste ist, was zwei Menschen erreichen können: zusammen schweigen?

Ja, ich weiß. Aber zuweilen erschreckt es mich, dieses Ungeheure, Uferlose, was uns jetzt hat. Es wird mir bang in dieser gespannten Stille.

Kinder singen, wenn ihnen bange wird. Sing ein Lied, Thora, süße kleine Lörin.

Was soll ich singen, Arel?

Unser Glück, Thora, unser großes einziges Glück. Sing mir ein Lied vom Glück.

Sie schmetterte ein paar jubilierende Läufer über das Wasser, um ihre Stimme zu probieren, verstummte dann plötzlich und ward nachdenklich.

Ich weiß kein Lied, sagte sie wie mit Verwunderung.

Du wußtest doch sonst so viele. All unsere lieben Volkslieder — die weißt du nicht mehr?

Die weiß ich noch alle. Aber ich weiß kein Lied vom Glück. Sie handeln alle vom Leid und von der Sehnsucht. Arel, sag du mir ein Lied vom Glück, aber ein schönes, tiefes, großes.

Arel besann sich, dann mußte er zugeben, daß auch er kein solches kenne.

Aber wie geht das zu? rief sie. Sind denn noch nie zuvor Menschen glücklich gewesen? Oder singen sie nur nicht mehr, wenn sie glücklich geworden sind, wie die Vögel, die ihr Nest gebaut haben?

Axel schwieg; die Lösung der Frage ging auch über sein Vermögen.

Es ist sonderbar, sagte er nach einer Pause. Ich habe mein ganzes Gedächtnis durchsucht, aber es ist wirklich so. Die Lieder vom Glück sind alle flach und ohne Herzenslaut. Hier ist eine Lücke in unserer Kultur, wir haben kein Lied vom Glück! Wie schade, jammerschade, daß ich kein Dichter bin. Ich weiß genau die Tonart, aus der es gehen müßte; wenn ich nur die Worte dazu hätte. So was Tiefes, Starkes, Ursprüngliches — o wer es aussprechen könnte, dieses Ich und Du — vielleicht kann es niemand.

Aufs neue wurde es stille zwischen den beiden, und man vernahm nur das Klatschen der Ruder, bis Thora, die mehr und mehr ins Träumen versank, mit ihrer eigentümlich ergreifenden Altstimme vor sich hin zu summen begann, aber kein Lied vom Glück, sondern eine wehmütig-graziöse Melodie voll tändelnder Klage.

Es ist ein altes französisches Liedchen, sagte sie wie abbittend auf seinen verwunderten Blick. Es paßt ja gar nicht her, aber wunderlicherweise geht es mir gerade heute durch den Kopf, nachdem ich es seit Jahren vergessen hatte. Als ich ein Kind war, hörte ich's zuweilen meine Großmutter singen. Die hatte es von ihrer Mutter und wußte es selber nicht mehr recht. Mir ist nur der Rehrreim hängen geblieben, so ein verschollenes Stückchen Kokoko, eine rechte Meißener Porzellanmelodie, in der Schäferinnen tanzen und aus der es hervorflattert wie von vergilbten himmelblauen Bändern.

Auf seine Bitte sang sie mit lauterer Stimme:

Le temps que je regrette,  
C'est le temps des amours.



Aber nun wurde er böse, denn er hatte keinen Sinn für ihre großmütterlichen Erinnerungen; er wollte aus ihrem Mund nur hören, was sich auf ihn selbst bezog.

Ein solches Lied am heutigen Tage! rief er vorwurfsvoll.

Ich wollte es ja nicht singen, du batest mich darum.

Aber du hattest es doch im Sinn.

Nun zankten sich die zwei zur Abwechslung ein Weilchen, dann wurden sie still und lehnten sich zurück, indem er nur auf seine Ruder, sie auf die grüne Welle, die sich vor ihnen teilte und breit vorüberrollte, zu achten schien. Aber lange konnten sie nicht so verharren. Plötzlich neigte Axel sich über seine Ruder vor und suchte mit den Augen ihre Augen, bis auch sie sich ihm entgegenneigte und ihre Lippen sich von selbst begegneten.

Unterhalb der Fähre befestigte Axel sein Flachboot im Weidengestrüpp, und sie sprangen flink die Uferböschung hinan. Der Park empfing sie mit dem warmen Dunst seiner immerwährenden Feuchtigkeit, in den sich der Geruch des blühenden Holunders mischte. Ganz so hatte es vor einem Jahr geduftet und geblüht, als sie sich hier beim Sommerfeste zum erstenmal fanden, nur daß die einsamen Baumstraßen und stillen Wiesen damals durch all die weißen, blauen und rosaroten Kleider in ein buntes Blumenbeet verwandelt waren. Aus dem Gartenhaus, das jetzt mit seinen geschlossenen Rolläden still und verschlafen in sonniger Schwüle träumte, drang jenes Tages die Tanzmusik, außen in der Laube hinter Steinkrügen und Kaffeekannen saß die beiderseitige Verwandtschaft, abseits aber unter hohen Bäumen gingen mit klopfenden Herzen zwei junge Menschenkinder, die Tanz und Kaffeekanne vergaßen, weil ihnen zum ersten Male der Sinn des Lebens aufgegangen war.

Thoras Augen fragten: Weißt du noch? und Axel nickte.

O die schöne, schöne Welt! Und jetzt wurde sie immer noch schöner.

Wer soll es nur tragen, all das Glück. Er und Sie! Sie und Er!

Und so fortan immer zu zweien. Keine Störung mehr, keine

Mutter, die sie rief, wenn sie zu lang im Nebenzimmer flüsterten, kein ‚es schickt sich nicht‘. Das Leben ein seliger Traum, und doch so sicher, so fest gegründet. Denn die beiden zweifelten nicht, daß ihr Bund schon im Schöpfungsplan gelegen habe. Damit sie sich finden konnten und so jung und schön und zeitlos selig nebeneinander hinschreiten, war vor Hunderten, vielleicht Tausenden von Jahren dieses Inselchen aus den Wassern gestiegen, ja und die Millionen von Fäden, die seit Urbeginn durcheinanderliefen, um das Menschenschicksal zu weben, sie waren nur geschlungen, um dieses eine große Glück zu ermöglichen. Sie drückten sich gegenseitig den Arm, ein wortloser Hymnus, ein stummes Freudelallen stieg gemeinsam aus ihrem Busen auf.

Doch sobald sie aus dem Umkreis des Gebäudes waren, wurden sie ausgelassen wie Schulkinder, die ihre Ferien auskosten wollen. Er hatte ihr die langen Netzhandschuhe ausgezogen, auch den geschmückten Strohhut, den sie im Buchenschatten nicht brauchte, ließ sie sich von ihm abnehmen und hing ihn an seinen langen Bändern um Arels Arm. Dann faßte er sie unter und fing mit ihr unter dem grünen Buchendom auf dem grasdurchwachsenen Kiesweg zu laufen an. — Eins, zwei — eins zwei! Brust heraus, Kopf hoch! Heute schickt sich das noch, heute sind wir junge Leute. Morgen heißt mein Mädchen Gnädige Frau und muß würdig tun.

Wie im Schrecken über diese Aussicht riß sie sich von ihm los und setzte mit zusammengefaßten Röcken in breitem Sprung über den Graben. Drüben auf der noch ungemähten Waldwiese wuchsen in Menge die abenteuerlichen Orchideen, die in ihren launenhaften Verkleidungen als Turban, als Pantöffelchen, als Biene, die an einer Blume saugt, einen übermütigen florealen Nummenschanz aufführten. Alle mußten sie dran glauben und wurden von Thoras kunstfertigen Händen mit großen lila Glockenblumen, zarten Lichtnelken, duftigem Labkraut und blühendem Liguster zu einem phantastischen Riesenstrauß gebunden, dessen

Farbenübergänge große, lichte Farnwedel schön vermittelten. Immer tiefer lockten die Blumen ins versponnene Gehölz, und so oft er ihr die hemmenden Zweige aufhob, mußte sie mit einem Kusse Torgeld bezahlen. Nur die Sonne sah durch die grüngoldene Blätterwand, wie die zwei verliebten Schmetterlinge umeinander jagten, gaukelten und kosteten. Die Sonnenstrahlen blinzelten einander zu und sagten: Wo die beiden sind, da ist das Paradies. Daß sie doch nie heraus müßten! — Aber die Sonne ist alt, sie glaubt nicht mehr an so schöne Dinge. Und weiter sagt sie: Alle müssen heraus. Aber die meisten verlieren sich so langsam, schrittweise aus dem schönen Garten, daß sie es kaum bemerken; und wenn sie ihn hinter sich haben, so haben sie zugleich schon vergessen, wie es drinnen aussah. Und leben ganz zufrieden so weiter. Aber sie, die Unglückseligen, die herausgewirbelt werden auf einen Schlag, die allein mit ausgestreckten Armen am Ufer stehenbleiben, während ihr verlorenes Glück den Strom hinuntertreibt! Wer soll sie trösten? Das kann auch ich, die Sonne, nicht. Nur die kühle Erde, die kann's.

Doch die zwei hörten nicht, was die Sonne sagte, und hätten auch nur dazu gelacht. Mit ihnen fing ja die Welt von vorne an, auf sie brauchten die tausendjährigen Erfahrungen nicht zu passen.

Auf einer trockenen, mit dürrer Laub und Fichtennadeln bestreuten Lichtung warf Thora sich atemlos und erhitzt zum Kasten nieder; aber kaum hatte Axl sein Gesicht in ihren Schoß gebettet, als sie durch ein Rascheln aufgeschreckt wurde und schnell in die Höhe sprang.

Es war eine Eidechse, sagte Axl und wollte sie wieder zum Sitzen niederziehen; aber sie wehrte ab und horchte, denn ihr war, als hätte sie einen Schritt gehört.

Alles war wieder still, doch die Lust zum Sitzen war ihr vergangen. Sie schlugen sich weiter durchs Gestrüpp und kamen zu einer einzelstehenden hohen Tanne, um die sich eine ganze Familie

kleiner und allerkleinster Bäumchen, ihre Schößlinge und Sämlinge, angesiedelt hatte.

Hier können wir unterkriechen und rasten, diese wackere Familienmutter nimmt uns in ihren Schutz, meinte er, einen der großen niederhängenden Zweige aufhebend, unter dem sich eine stille, grüne Klause, von lichter Dämmerung umflossen, aufstat.

Ich mag nicht sitzen, war ihre Antwort, — hörst du nicht, da raschelt es schon wieder.

Aber ich höre gar nichts, sagte er ungeduldig, sei doch nicht so furchtsam!

Jetzt raschelte es noch näher. — Es sind doch Schritte, sagte sie.

Torheit! Zu Schritten gehört auch einer, der sie macht. Es sind Eidechsen, da — da siehst du sie ja!

Gleich wollte er seinen etwas brummigen Ton wieder gutmachen, indem er das kleine braune Mal auf ihrer Wange, das ihm besonders gefiel, mit den Lippen suchte, aber sie scheuchte ihn mit kindischem Trotz hinweg und hieß ihn die wilde Iris pflücken, die sie zwischen den Erlen entdeckt hatte. — Er brachte die Blume und glaubte sich nun auch seine Belohnung dafür holen zu dürfen, doch sie wehrte abermals ab.

Dort steht noch eine, tiefer im Gestrüpp, die muß ich auch noch haben!

Mit einem Laut des Unmuts sprang er ins Gebüsch und verschwand zwischen den Erlen.

Axel, Axel! rief sie, schon bereuend, ihn verscheucht zu haben.

Er blieb verschwunden. Nach kurzem hörte sie ein Knicken und Knacken in den Ästen, ein Rauschen und einen leisen Fall, dann ein eiliges Huschen und Rascheln, und gleich darauf war wieder alles stille wie zuvor. Sie schlüpfte ihm mit gebücktem Kopf durch das von Schwüle dampfende Dickicht nach, wo sie bei jedem Schritt mit ihrem leichten Kleidchen hängenblieb, und fand sich nach einigem Herumtasten überrascht vor einem mit Stacheldraht umspinnenen Zaun, der den Park gegen den seichtereren Fluß-

arm schützte; durch seine morschen Latten schimmerte das stille Wasser herauf. Hier war die Welt buchstäblich mit Brettern vernagelt; sie mußte den Rückzug durch das Erlengesträuche antreten, suchte den Weg, auf dem sie gekommen waren, verlor ihn bald wieder und wand sich planlos durch das wuchernde Laub- und Nadelgehölz, wo giftig-rote, gelbgesprenkelte Pilze sie frech angrinsten und der kriechende Wacholder mit hundert Armen nach ihren luftigen Geweben, die sie eng um sich zusammenzog, häfelte. Nichts war zu hören als der entfernte Strom, der das leise nahe Rinnen seines Nebenarms laut übertönte. Auf ihr immer ungeduldigeres Rufen gab nur eine Lachtaube unsichtbar Antwort, wie um sie zu verspotten. Endlich hielt sie inne und stand ratlos. Als sie in der Entfernung wieder ein Geräusch zu hören glaubte, lief sie der Richtung nach über eine sonnige Waldblöße, wo die Nadelstreu vor Dürre knisterte und der weißliche Bofist mit leisem Knall zu ihren Füßen zersprang, erreichte am Ende die Platanenallee, die das verwilderte Gehölze schräg durchschneidet, und sah sich auch dort allein. Anfangs war sie nur ärgerlich gewesen, weil der Scherz ihr zu lange dauerte, dann hatte das Suchen und Irregehen ihre Einbildungskraft aufgeregt und ihr Herz zu schnelleren Schlägen getrieben; jetzt aber, als sie den langen, leeren Laubgang hinauf und hinunter blickte, befiel sie eine jähe Bangigkeit, eine ganz unvernünftige Furcht, er sei von geheimnisvollen Mächten erfaßt und entrückt worden. Der weite, öde, rings von Wasser umfaßte Park mit seinen Alleen, die nebeneinander herliefen, sich kreuzten, verschlangen, mit seinem undurchdringlichen Dickicht, wo man von allen Seiten das Branden des Stromes vernahm, schien ihr ohne ihn ein schauriges, von Unterweltsströmen umschlossenes Labyrinth. Sie zürnte mit den Blumen in ihrer Hand und wollte sie wegwerfen, aber hielt sie nur desto fester. Aus einer dunklen, unbekanntem Tiefe kam etwas über sie gekrochen, eine Ahnung vom Weh der Welt, von dem vorherbestimmten, unvermeidlichen Ende alles Glücks. Sie wehrte sich gegen die törichten

Gedanken, sie stampfte mit dem Fuß, um der Beängstigung Herr zu werden, und suchte sich selber zu überzeugen, daß er in der Nähe sei und sie necke; aber es klang ganz erzwungen und krampfhaft, wie sie rief: So komm doch hervor, ich sehe dich ja! — und dann wieder laut und schrillend: Axel, Axel!

Plötzlich versagte ihr die Stimme, und ihre Augen starrten weit offen nach einer Erscheinung. Einer der Bäume hatte sich in eine weibliche Gestalt von unnatürlicher Größe verwandelt mit langem, hagerem Hals, barfüßig, in schlotterndem dunkelgrünem Rock und graubraunem grobgestricktem Kamisol, das an rissige Baumrinde erinnerte. Aus einem noch jungen, aber ganz verwitterten Gesicht, das halblang geschnittene schwarze Haare schlaff umhängen, blickten zwei dunkelumränderte Augen mit toter Traurigkeit, und eine bläulich kalte Hand bewegte sich wie mitleidig oder entschuldigend gegen das junge Mädchen, ehe die seltsame Gestalt ins Gehölze zurückglitt. Im nächsten Augenblick stand an ihrer Stelle wieder der Baum, und nur ein leichtes Knicken im Gebüsch bezeugte, daß es wirklich ein menschliches Wesen war, das sich entfernte.

Unter Thora waren die Knie eingesunken, sie glitt auf die am Wege stehende Bank und saß wie in plötzlicher Erschöpfung, die Hände schlaff im Schoße. Sie wußte nicht, hatte sie wachend oder träumend dieses Phantom gesehen, aber sie fühlte, daß das Unglück sie gestreift hatte, und daß sie in seinem Banne war. Sie rief auch nicht mehr; es war ihr, als würde er sie doch nicht hören, als wäre er schon lange, lange gestorben und sie mutterseelenallein in einer fremden und gespenstischen Welt.

Da kam es geduckt in unhörbaren Sprüngen heran, das Gezweig rauschte in ihrem Rücken; zwei warme, wohlbekannte Hände, die eine mit ihrem Ring, legten sich von hinten über ihr Gesicht.

Axel! Axel!

Es war ein Schrei, der ihn erschreckte.

Thora! Süße, kleine Lörin, da bin ich ja.

Sie war aufgesprungen, das Leben hatte sie wieder. Aber sie flog nicht in seine Arme, ihre ausgestandene Angst wandelte sich in Zorn, ihre Augen sprühten.

Abscheulicher, ich hasse dich!

Sie schlug nach ihm, und da er ihr die Hände festhalten wollte, kratzte sie ihn mit den Nägeln.

Süße Wilde, ich liebe dich.

Entzückt hob er sie in den Armen auf und lief mit der leichten Last die Allee abwärts. Sie hielt ganz still und ließ sich tragen. Ihr Herzschlag wurde wieder ruhig, sie drückte den Kopf in unsäglichem Wohlgefühl an seine Schulter, ihr Hut schaukelte noch an seinem Arm. Alle Not war vergessen, das war wieder die heimatliche Erde, die alte Sonne wob in dem grünen Kreuzgewölb über ihren Häuptern, und es gab keine Gespenster noch tragischen Schicksalsmächte mehr.

Kanntest du denn deinen verliebten Täuberich nicht, der dir Antwort gab? fragte er.

Warst du die Taube, du Schlimmer? fragte sie zurück.

Num freilich. Was dachtest du denn, du Narrchen, daß du so schriest? Ich sei dir gestohlen worden, die Nixen hätten mich hinabgezogen?

Nichts dachte ich, gar nichts, gestand sie beschämt. Es ist das Glück, das in mir mitunter zur Angst, zur Qual wird, ich sagte dir's ja. Und dann ist mir ein Gespenst erschienen.

Sie beschrieb ihm das grüne Riesenweib, das sich vor ihren Augen aus einem Baum entwickelt hatte.

Axel hatte sie auch gesehen, aber ihm war die Erscheinung nichts Neues.

Als du mich wegtriebst, sagte er, kam sie plötzlich von einem Stamm herabgeglitten und schlich mir nach durch das Gehölz, indem sie mir Küßchen zuwarf. Doch als ich mich nach ihr umdrehete, entfloh sie. Übrigens brauchst du nicht eifersüchtig zu werden, ich bin nicht der einzige, der ihr gefällt. Einem Freund von

mir, der hier malte, hat sie sich einmal an die Fersen geheftet und ihn den ganzen Tag nicht verlassen.

Aber wer ist denn diese Unholdin?

Eine arme Irre, die sie hier bei der Wirtsfrau untergebracht haben. So unhold ist sie gerade nicht. Der Wahnsinn hat ihr Gesicht zerrüttet, aber wenn man sie genauer betrachtet, sieht man, daß sie einmal hübsch war.

Die Armste, sagte Thora; jedoch ihre Gedanken waren schon ferne von der Unglücklichen und ganz versunken in ihr eigenes Glück.

Von der Baumstraße zweigte links ein schmaler Seitenweg ab, der sich nach wenig Schritten in die hochstämmige, aber seit lange mit dem Beil des Holzfällers unbekannte Buchenwaldung verlor. Wo er aufhörte, stand ein gewaltiger Baumriese, der eine mächtige, hochgeschwungene Wurzel wie einen vorgestreckten Fuß heraus-schob. Auf diesem knorrigen Sitz ließ Axl seine Last nieder, warf sich vor ihr zu Boden und umschlang ihre Knie mit beiden Armen: Mein Götterkind! — Und immer auf den Knien liegend, erzählte er ihr zum hundertstenmal von all dem unvergleichlich Herrlichen, das er in ihr entdeckt hatte, das nirgends sonst auf Erden zu finden war.

Thora leuchtete wie unter einem Strahlenkranz. Sie empfand sich selber ganz so, wie ihr Geliebter sie schilderte, denn Axels Augen konnten ja nicht falsch sehen, und sie war entzückt von ihrer eigenen Herrlichkeit, aber nur um seinetwillen, weil sie ihm soviel zu geben hatte. Wäre ihr in diesem Augenblick eine Königskrone angeboten worden, sie hätte sich nicht gewundert, hätte aber auch nichts Begehrtenwerthes daran gefunden.

Doch jetzt drohte eine Störung. Feste, gleichmäßige Männertritte erschollen auf dem Weg, man hörte sprechen. Thora wurde unruhig.

Ich bitte dich, Axl, steh auf, es kommen Leute.

Laß sie kommen, sagte er, sich dicht neben sie setzend.

So rücke wenigstens etwas weiter weg.



Fällt mir nicht ein.

Die Spaziergänger waren schon ganz nahe. Sie hatten lustige, jugendliche Stimmen, und jetzt verstand man auch, was sie sprachen.

Ich bin sicher, daß wir sie finden, sagte der eine. Sie wächst in der ganzen Gegend nirgends als hier. Es ist geradezu Zweck dieses Werders, die *Calla palustris* hervorzubringen.

Axel preßte Thoras Arm mit lautlosem Lachen, wie um zu sagen: Die Narren! Das wissen wir besser.

Thora aber flüsterte aufgeregt: Es sind Botaniker, die schlüpfen ins Gebüsch; die Gattung ist gefährlich.

Bleib nur still, sie sind schon vorüber.

Aber ganz in der Nähe des Verstecks blieben die zwei Störenfriede stehen, und der andere fing an: Ja, was ich sagen wollte: die Ehe wäre eine vortreffliche Einrichtung, wenn nur die menschliche Natur anders wäre. Ich weiß nicht, wer der Weise war, der zuerst das große Wort aussprach: Die Menschen lieben sich zu ungleichen Zeiten; aber recht hat er.

Die Verliebten im Gebüsch lachten wieder heimlich über diese Weisheit und drückten sich fest die Hände.

Nun denke dir einmal, fuhr der Sprecher fort, du bist gerade zärtlich aufgelegt, möchtest mit deiner Henriette oder Melanie — Geh mir weg! rief der andere, mein Mädchen muß einen deutschen Namen haben —

Meinetwegen. Also du möchtest deine Helga oder Kunigunde in den Arm nehmen, sie halbtot küssen; sie aber sitzt eben am Klavier, ist feierlich gestimmt, denn sie spielt den Beethovenschen Trauermarsch —

Fehlgeschossen! Ich heirate keine, die Klavier spielt.

Gleichviel, laß sie vor der Staffelei sitzen oder auch nur einen spannenden Roman in der Hand haben, sie ist nicht gestimmt, eure Herzen schlagen nur einen Augenblick nicht unisono, und sofort ist der Miston da. Oder laß es umgekehrt gehen: du sitzt

an deinem Arbeitstisch und bist eben einem großen Gedanken auf die Spur gekommen, da tritt Frau Kunigunde herein —

Dann schon lieber Helga.

Du gibst ihr einen Wink, daß sie störe, sie stuzt und truzt, die Verstimmung ist fertig, der neue Gedanke aber ist weg. Ach, es ist etwas Schmerzliches um solche Gedankenkindsmorde. Ich sage dir, Lieber, die Ehe ist eine Rechnung, die niemals aufgeht. Und doch denke ich zuweilen: es gäbe ein Auskunftsmittel —

Hier entfernten sich die Schritte; man erfuhr nicht mehr, was es für ein Auskunftsmittel gäbe.

Aber das Pärchen in seinem Versteck sollte noch keine Ruhe bekommen.

Vom oberen Ende der Allee kamen hart aufstoßende Männertritte, mit denen leichte, fast geräuschlose Frauenschritte Takt hielten, und die Luft trug vereinzelte Fetzen einer übellaunigen Unterhaltung herüber. Der Mann beschwerte sich in grollenden Lauten über die schlechte Bedienung in der Gartenwirtschaft, und eine schwächliche Frauenstimme, die jeden Augenblick abzureißen drohte, sprach in klagenden Füsteltönen dazwischen. Ihre Einwendungen schienen seinen Ärger nicht niederzuschlagen, sondern noch mehr anzuschüren.

Natur! Natur! hörte man ihn voll Ingrimm rufen. Eine schöne Naturfreude, über Baumwurzeln stolpern mit einer wimmernden Frau, die entweder schmolzt oder den Kopf hängen läßt.

Es war augenscheinlich eine Ehestandsszene, was sich da abspielte, der lebendige Beleg zu dem Gespräch der beiden Junggesellen, das vielleicht eben durch eine Begegnung mit dem mißvergnügten Paare hervorgerufen war.

Macht, daß ihr fortkommt! flüsterte Thora in drolliger Empörung, ihr gehört nicht an diesen Ort.

Aber das mißvergnügte Paar tat ihr diesen Gefallen nicht. Es kam vielmehr immer näher, und der Wortwechsel wurde immer peinlicher.

Du glaubtest einmal, ohne diese Frau nicht leben zu können, piepste die Weinerliche.

Ja, meine Hochverehrte, antwortete er mit ingrimmigem Hohn, und man meinte das grausame Lächeln zu sehen, das diese Worte begleitete, — man sieht eben, wenn der Schaum verperlt hat, daß das Herbe mit dem Zarten doch nicht immer die beste Mischung gibt.

Jetzt waren sie in gleicher Linie mit dem Liebespaar, und Thora zitterte aufs neue, in ihrem Schlupfloch ertappt zu werden. Axel lachte leise zu ihrer Furchtsamkeit.

Du liebes Lörchen, flüsterte er, glaubst du, wenn zwei einmal in solchem Ton miteinander reden, die Kriechen noch zusammen in die Büsche?

Vor dem Seitenweg war die gekränkte Frau stehen geblieben.

Das sagst du mir hier, gerade an dieser Stelle? Weißt du nicht mehr, was dieser Ort für uns bedeutet?

Das weiß ich wohl, aber je schöner die Dinge sind, desto kürzer währen sie. Damals war ich ein verliebter Narr.

Als wir das letzte Mal herkamen, sprachst du noch anders. Ewig, ewig, sagtest du, nichts kann jemals zwischen uns treten; nie kann das aufhören, was wir einander sind und waren.

Nun ja, antwortete der Mann in freundlicherem Ton. — Was willst du? Ich habe dich ewig geliebt. Was nennt man ewig? Wovon man sich das Ende nicht denken kann. Der Erdball dreht sich, bis er in Stücke geht, und hernach ist's ewig gewesen! Ebenso geht es in der Liebe auch. In hundert Ehen, die ich kenne, ist's nichts anders. Ja, und jede Liebe endet einmal so. Aber die Leute leben glücklich, weil sie nicht das Unmögliche möglich machen wollen.

Weil's ihnen am Ende im Sumpf bequem wird, rief die Frau mit dem Ausdruck unsagbarer Bitterkeit, und sie vergessen haben, wie's droben im Sonnenschein war.

Das sind deine Überspanntheiten. In Frieden leben und die Dinge

nehmen, wie sie sind, heißt nicht im Sumpf leben. Übrigens, es ist wahr, die meisten haben etwas mehr als wir, sie haben Kinder.

Kinder! rief sie, und man hörte am Ton, daß der Stich ins Herz getroffen hatte. In den ersten Jahren warst du glücklich, keine zu haben, weil wir so ungestörter eins dem andern leben konnten.

Das war falsch, wenigstens für deinen Standpunkt, entgegnete er, mit dem Spazierstock das niedere Gebüsch zerhauend, daß die Blätter flogen. — Nicht daß die Kinder die Liebe der Gatten erhöhten oder erhielten, ich glaube das nicht. Aber sie sind ein äußeres Bindemittel. Die Eltern beschäftigen sich mit einem gemeinsamen Gegenstand und meinen, sie beschäftigten sich miteinander. Übrigens glaube nur nicht, ich mache dir einen Vorwurf daraus, keine Kinder zu haben. Nichts liegt mir ferner. Ich bin es ganz zufrieden, daß ich nicht in die Zukunft zu sorgen brauche und daß wir das bißchen Wohlstand, das uns endlich zugefallen ist, ohne Bedenken genießen können! Alles wäre gut ohne deine törichte Empfinderei.

Die mißhandelte Frau schien jetzt ihr ganzes Selbstgefühl zusammenzuraffen. Ich bin nicht empfindlich, erklärte sie mit Würde. Ich wehre mich nur gegen die Beleidigung, daß ich hinter jeder, jeder anderen Frau zurückstehen soll.

Daß du das nicht begreifen kannst! Jede, jede andere Frau ist schöner als die eigene. Das ist ein Naturgesetz. Was läßt schön erscheinen? — Das Begehren. Und was begehrt man? — Was man nicht besitzt. Aber bringe einer Logik in ein Frauengehirn!

Hans! rief die Frau außer sich. Es klang schrill und doch tonlos, wie wenn man an eine zersprungene Schale schlägt.

Der Mann schien trotz seiner Roheit zu fühlen, daß er zu weit gegangen war.

Komm, komm, mach' keine Szene, hörte man ihn sagen. Es ist nicht böß gemeint. Du treibst mich nur so weit durch deine Vorwürfe. Komm, gib mir den Arm. — Was, du willst nicht? Nun meinetwegen.

Die zwei gingen weiter, durch die Blätter raschelnd, er hüben, sie drüben, mit der ganzen Breite der Baumstraße zwischen sich, die hier die Breite der ganzen Welt bedeutete.

Axel war hinter seinem Gebüsch emporgesprungen und hatte die Fäuste geballt. Du Bestie, sagte er leise. Wäre ich nicht unsichtbar, du solltest meine Meinung zu spüren bekommen.

Thora aber saß starr mit ganz erbleichtem Gesicht.

Hat dich das so erschüttert, Liebste? fragte er, ihre Hände streichelnd.

Der schlechte Mensch, der gemeine Mensch! Der schlechte, schlechte Mensch, wiederholte sie nur immer, am ganzen Leibe bebend.

Sag: der Elende, der Unglückselige, antwortete Axel. — Denn wer ist unglücklicher, als wer sich selbst nicht treu bleiben kann, wer die Ideale seiner Jugend verloren hat und damit den Zusammenhang zwischen seinem heutigen und gestrigen Ich? Welche Macht soll den über den breiten Schlamm der Gemeinheit emporhalten?

Keine Jugend hat in ihrer Begeisterung oft den Seherblick für Dinge, von denen ihre Erfahrung noch nichts wissen kann. So war Axel. Zuweilen sprach es aus ihm heraus wie durch höhere Eingebung. Dann staunte seine Thora ihn an wie ein Gefäß der Wahrheit.

Aber heute gingen ihre Gedanken nicht den Weg seiner Betrachtungen.

Und diese zwei sind einmal hier gefessen wie wir, Axel, und haben nichts gewußt und gewollt, als eins das andere! Ist das zu fassen? Der rohe Mensch hat zarte, innige Liebesworte geredet, die piepsende, weinerliche Frau war vielleicht ein silberstimmiges junges Mädchen, das glaubte, mit ihm in die Pforten des Himmelreichs einzugehen!

Laß sie! Was gehen uns die Menschen an! Mögen sie's treiben, wie sie können. Wir zwei sind eins des andern sicher; wir halten fest, was wir gewählt haben. Denn unser Einssein ist ja zugleich

unser Sein, das eine läßt sich nicht auflösen ohne das andere. Wenn wir aufhörten uns zu halten, so hätten wir zugleich schon aufgehört zu leben.

Wirst du nie anders denken, Axel?

Anders denken? Das wäre ja so unmöglich, wie — wie —, er suchte einen Vergleich, fand keinen, es wäre einfach unmöglich, schloß er.

Aber das trauliche Plätzchen war wie verunreinigt durch den Gedanken an solche Vorgänger, und sie verließen es, ohne einen Blick zurückzuwerfen. In der Allee war es dunkel geworden, als hätte auch die Sonne sich vor der Begegnung mit den zwei Unausstehlichen zurückgezogen. Die Vögel gaben bängliche Laute von sich, wie vor dem Ausbruch eines Gewitters. Auf der Wiesenfläche, wo niedergelegte Heuschwaden sinnverwirrend süße Düfte ausströmten, sah man, daß der Himmel von einem milchigen Flor bedeckt war, durch den das unsichtbare Gestirn wie mit vergifteten Dolchen stach, und die Liebenden beeilten den Schritt, um noch trocken unter Dach zu kommen.

Schon fiel der Regen, als sie den offenen Wirtsgarten erreichten. Die Wirtin, eine starke, grobknöchige Schwäbin, bekannt für ihren Mutterwitz und die wunderlichen, halb philosophischen Sprüche, die sie zuweilen von sich gab, begrüßte das junge Pärchen, dessen Liebe unter ihren Augen aufgeblüht war, mit einem besonderen Wohlwollen und führte sie ins Haus, weil die wenigen geschützten Plätze im Garten besetzt waren. Im Saal aber deckte man eben für ein Festessen, das ein Sängerklub auf den Abend bestellt hatte, und auch im Nebenzimmer war kein behagliches Eckchen frei, wo die zwei die Schüssel Sauermilch, nach der sie lechzten, mit Behagen zu sich nehmen konnten. Sie würde ihnen gern im Gartenhaus den großen Tanzsaal aufschließen, meinte die Wirtin, aber sie wären auch drüben nicht ungestört, da man soeben den Klavierstimmer aus der Stadt erwartete. Sonst habe sie ihnen leider nichts anzubieten als ein halbdunkles Stübchen gegen den Hof,

das freilich nicht auf Gäste eingerichtet sei, wo man aber wenigstens trocken sitze. Damit ging sie über den Gang voran und öffnete ein längliches Kabinett mit Holzverkleidung, das sein Licht durch ein kleines Fenster unter der Decke erhielt und vorzeiten ein altdeutsches Trinkstübchen vorgestellt haben mochte, jetzt aber seit lange nicht benützt schien, denn es roch beträchtlich nach Moder. Die Frau wischte Bank und Tisch mit ihrer Schürze rein, während sie eine wohlmeinende Unterhaltung anspann.

Also heut' wollen Sie von der Lieb' Abschied nehmen, und morgen wird geheiratet? begann sie in einem Tone, der fast wie Weileid klang. Da haben Sie noch einen schönen Tag heut', nehmen Sie ihn wahr, nehmen Sie ihn wahr. So schön kommt's nicht wieder.

Ei, sagte Axel, indem er sich mit seiner Braut auf der schmalen wurmstichigen Holzbank niederließ, ich sollte meinen, es komme jetzt noch viel schöner.

Na, na, Ehstand ist Wehstand. Ich kann ein Lied davon singen, denn ich hab's mit drei Männern probiert. Freilich, die Ehen werden im Himmel geschlossen, und droben ist's eitel Licht und Glanz, aber wie sie hernach auf Erden aussehen, wo die Beleuchtung schlechter ist, danach fragt der liebe Gott wenig.

So? Glauben Sie, er habe kein Herz für seine Kreatur?

Ach was! Er nimmt die Sach' in Hausch und Bogen, sonst könnt' er ja gar nicht fertig werden; für ihn bleibt's immer das erste Paar. Wenn sie's bunt treibt, so lacht er und denkt: Wird schon die Zeit kommen, wo mein Adam den Spieß umdreht, und ist anderswo er der Schlimme, dann denkt er: So, jetzt zahlt er ihr die Laib' heim. Mit den Liebesleuten kann's unser Herrgott nicht so genau nehmen. Damit müssen Sie sich trösten, wenn einmal die Flitterwochen den großen Fluß hinunter sind.

Die letzten Worte waren in bemutterndem Tone an die strahlende Braut gerichtet, die die Art der Wirtin schon kannte und völlig unbefangen blieb.

Sie sind auch von denen, die nicht glauben, daß das Glück dauern kann, sagte die Schöne mit lächelndem Verweis. Warten Sie, wir zwei werden Ihnen zeigen, wie das gemacht wird.

Die ländliche Philosophin war nicht aus ihren Betrachtungen zu bringen.

Das Glück dauert wohl, es ist immer in der Welt, aber es haben's dann andere, entgegnete sie trocken und ging nach der bestellten Sauermilch in die Küche.

Die zwei Verliebten lächelten der Unverbesserlichen nach. Jetzt wurde es minutenlang ganz stille in dem Stübchen. Axel hatte sich in Thoras weißen Arm vertieft, dessen entzückend anmutige Modellierung er auf seine Weise studierte, indem er von der Handwurzel aufwärts bis zum Ellbogen einen leisen Kuß neben den anderen darauf hauchte. Die große Hauskaze, die hinter ihnen zur Tür hereingeschlichen war, begleitete diesen Vorgang, den sie zu verstehen schien, mit behaglichem Schnurren, indem sie sich gegen Thoras Knie drängte. Mit einem Male verdunkelte sich der lichtarme Raum noch mehr, und als ein leichtes Klirren des Fensters ihre Blicke nach oben zog, sahen sie gegen die Scheibe gedrückt ein fahles Gesicht, von schwarzen, regennassen Haarstrahlen umhangen, das Gesicht der Irren, das aus der Höhe auf sie niederstarrte. Die an das Glas gepreßten Lippen waren wie zum Kusse zugespitzt, und ihre Augen hingen mit brennender Sehnsucht an dem jungen Manne. Gleich darauf war sie verschwunden.

Sind denn heute alle Narren los? rief dieser unmutig, während das Mädchen auffuhr und vor Schrecken zitterte, weniger über das Gesicht, das sie gleich wiedererkannt hatte, als über das Befremdliche dieser Erscheinung so hoch über dem Boden. Sie mußte sich das Gespenst vorstellen, wie es im Regen heranschlich und an der Außenmauer lang und länger in die Höhe wuchs, bis es mit dem Kopf das Fenster erreichte, um ihre Traulichkeit zu belauschen. Axel meinte, wenn das schöne Kind nicht wie eine Karnevalschere



gebaut sei, so werde sie wohl zu diesem Zweck eine Leiter angelehnt haben; doch die wieder eintretende Wirtin belehrte ihn, daß sie das vorspringende Dach eines Schuppens benutzt haben mußte, um das Fensterchen zu erklettern und ihre Neugier zu befriedigen.

Das arme Ding ist überall und nirgends, sagte sie, ein weißes Tuch über den Tisch breitend. Sie hockt in den Bäumen wie ein Eichhorn und hängt sich ans Gemäuer fest wie eine Fledermaus. Immer sieht man sie da, wo man sie am wenigsten erwartet. Übrigens ist sie ein harmloses gutartiges Geschöpf, auch aus sehr guter Familie, eine Generalstochter. Wir haben sie schon ein halbes Jahr im Hause. Sie wollte sonst nirgends bleiben, aus jeder Anstalt ist sie entkommen; denn sie muß immer im Grünen sein, ob's donnert oder hagelt. Hier tut sie gut, man kann sie ganz freilassen. Fürs Davonlaufen ist gesorgt: sie fürchtet sich vor dem Wasser. Aber sie hat Tage, wo sie unruhig wird, besonders wenn sie ein Brautpaar sieht. Dann läuft sie und versteckt sich, denn sie hat die fixe Idee, daß sie Liebesleuten Unglück bringe.

Mir scheint vielmehr, sie hat uns den ganzen Nachmittag umschlichen, bemerkte Thora.

Das mag wohl sein. Es läßt ihr eben keine Ruh, sie muß dann aus der Entfernung um so ein Pärlein herstreichen. Die Arme, es ist kein Wunder, nach dem, was sie erlebt hat, setzte die Mittheilsame hinzu und berichtete, soviel sie selber von diesem zerstörten Leben wußte: daß die Unglückliche durch Jahr und Tag heimlich verlobt gewesen sei, ohne den Widerstand ihrer Eltern brechen zu können, bis sie in Schwermut verfiel, wodurch ihr Vater endlich gezwungen wurde, seine Einwilligung zu geben. Am Hochzeitstage aber habe sie in Kranz und Schleier vergeblich auf den Bräutigam gewartet, der erst Wochen später tot, verunglückt aufgefunden worden sei. Lange Zeit habe sie darauf in völliger Unmachtung zugebracht und führe jetzt halbgenesen ein trauriges

Scheindasein, mehr ein Vegetieren unter Bäumen und Sträuchern als ein wirkliches Leben, und nur durch die Musik, die ihr allein von allem in ihrem Elend geblieben sei, kehre sie vorübergehend ins menschliche Dasein zurück.

Thora, deren Augen sich bei dieser Erzählung unnatürlich erweiterten, schob mit wehevollen Stöhnen die Schüssel weg, die ihr die Wirtin eben vorsezte; diese aber fuhr unbekümmert um die Wirkung ihrer Mitteilungen fort: Jetzt wird sie ans Klavier gehen und singen. Das tut sie an solchen Tagen immer, und es hilft ihr. Da werden Sie etwas hören, das Sie nicht vergessen; ihre Stimme soll immer das Schönste an ihr gewesen sein; kein Mensch würde sie für irrsinnig halten, der sie singen hört.

Die Wirtin hatte recht. Kaum daß die Liebenden wieder allein waren, noch mit dem Eindruck des Gehörten kämpfend, wurden drüben im Gartenhaus die Tasten angeschlagen. Das war nicht der erwartete Klavierstimmer. Ein paar Akkorde mit sicherer Hand gegriffen, ein paar Skalen auf und nieder mit flüchtigen Fingern, dann brach es los wie ein Gewitter, daß die Lauscher festgezaubert saßen. Und über dem Sturm der Tasten erhob sich wie ein Albatros mit mächtigen weißen Fittichen die Stimme der Sängerin: *Per pietà, non dirmi addio!*

Es war etwas in Klangfarbe und Vortrag, als ob der Engel des Schmerzes selber sänge.

Thora fuhr sich mit beiden Händen ans Herz, wie wenn es mitten durchgerissen würde, und folgte atemlos dem herrlichen Sopran durch alle Phasen seines angstvollen Flehens, seines glühenden, verzweifelten Anrufs, bis er in hoffnungsloser Nacht erstarb: *Io d'affanno morirò.*

Das war zuviel für die ohnehin zum Zerreißen gespannten Nerven der jungen Braut. Sie lag an Arel's Hals, ihn wie in wildem Jammer umklammernd, während die Stimme der Irren sie dämonisch nachzog, daß sie die letzten verhallenden Noten mitsingen mußte: *Io d'affanno morirò.*

Auch Axel war erschüttert, so hatte er das wunderbare Lied noch nie singen hören.

Dieser Beethoven! sagte er. Er macht mit uns, was er will.

Sie schoben den Tisch zurück und standen auf. Aber Thora war ganz außer sich. Sie fühlte sich von einem Wirbel erfaßt, der sie in das Schicksal der Unglücklichen mit hineinziehen wollte. Die Unheilsahnung, die sie bei ihrer Begegnung mit der Irren beschlichen hatte, war aufs neue über ihr und mit solcher Macht, daß sie sich selbst von jener kaum zu scheiden wußte.

Laß uns fort, laß uns fort, ich vergehe hier, bat sie gequält. Lieber draußen im Regen als hier Wand an Wand mit dem Unglück.

Sie sah mit so irren Blicken um sich, daß es Axel angst und bange wurde. Um nichts in der Welt hätte er noch einmal der sentenzenreichen Wirtin standhalten mögen. Er legte den Betrag der Zeche auf den Tisch, und die beiden machten sich, mit dem kleinen Schirmchen bewaffnet, durch eine anstoßende, mit tausenderlei Gerümpel gefüllte Kammer ins Freie, wo sie sich überrascht im schönsten Sonnenschein fanden. Der Boden war beinahe trocken geblieben, nur auf den ausgebreiteten Blättern der Roßkastanien glänzten große Wassertropfen wie in einer festen grünen Schale und fielen einzeln nieder. Die Wolke war mit einem kurzen Guß vorübergezogen und hatte sich irgendwo in der Nähe entladen, wie die eingetretene Frische zeigte. Aus den Baumkronen schmetterten die Vögel voll Übermut, daß ihnen der sonnige Spätnachmittag gerettet war, Hühner stritten sich gackernd um die am Boden liegenden Brocken, und in einer Schaukel zwischen hohen Stämmen schwangen sich stehend zwei kleine weißgekleidete Mädchen, die mit Lust- und Angstgekreisch bis zu den Wipfeln der Bäume flogen.

Jetzt führ' ich dich an einen Ort, den nur die Nixen des Stroms und die Vögel des Himmels kennen, sagte Axel, indem er sich mit seiner Gefährtin auf schmalem Kieswege wieder dem seichterem

rechten Flußarm zuwandte. — Dort wollen wir sitzen, bis der Abend heraufkommt, und zusammen die Sterne betrachten, und vergessen, daß der Planet noch andere Bewohner hat als uns.

Der junge Mann, der jeden freien Sommertag auf dem Fluß zu verbringen pflegte, kannte das Inselchen von innen und außen wie ein liebes Spielzeug. Er suchte den Stachelzaun entlang, bis er ein verschlossenes Pförtchen fand, dessen zerbröckelnde Latten seiner schlanken Gestalt den Durchlaß gewährten, und als die Öffnung ein wenig erweitert war, konnte auch die geschmeidige Thora nachschlüpfen. Hier war man wie in einer andern Welt. Ein sanfter grüner Nasenhang senkte sich gegen das Wasser hinab, in dem sich ein paar hohe Weidenbäume bespiegelten. Jenseits des Flußarmes dehnte sich eine weite ungemähte Wiese bis zum fernen Waldsaum, ganz besät von unzähligen gelben Ringelblumen, die glänzten wie herabgefallene kleine Sonnen. Dazwischen funkelten noch große Regentropfen wie Diamanten im Grase. Die niedrigstehende Sonne fiel schräg durch das Erlengebüsch und küßte ihre kleinen Schwesterlein, die Ringelblumen, auf der Wiese, daß sie goldener strahlten. Blank und undurchdringlich wie eine Stahlplatte schimmerte das Wasser, das mit fast unmerklicher Bewegung vorüberzog. Der Fluß, der auf der linken Seite des Werders hoch und voll im tiefen Bette dahinrauscht, verändelt sich hier zwischen blumigen, weltvergessenen Borden, indem er sich erst in leichtem Bogen gegen die Wiese hinüberschwingt, dann enger sich dem Inselchen wieder anschmiegt, in dessen grünen Nasenhang er eine runde Bucht mit enger Mündung gewühlt hat, die jetzt friedlich träumte wie ein kleiner See. Eine außer Gebrauch gekommene Schiffshütte, deren Wände zerfallen, löst sich dort bei Schilf und Weiden ungehindert in ihre Bestandteile auf, ein kleiner Rachen, einst dem letzten Besitzer der Villa gehörig und jetzt von jedermann vergessen, modert darin. Hier werden wir sitzen wie in einer Arche, mag es regnen oder stürmen, sagte Axel, ihr zärtlich seinen Rock in den Rachen brei-

tend. Thora sah nicht rechts noch links, ihre Seele trieb noch auf den uferlosen Wogen des Gesanges.

Daß die Menschen voneinander müssen! sagte sie mit strömenden Augen. Daß der Planet sich nicht halten läßt. Er rollt und rollt, und mit den Tagen und Nächten, die er bringt, bringt er unausweichlich auch den Tag der Trennung.

Laß ihn rollen, den Planeten. Heute ist heute. Wer soll uns das je wieder nehmen — und das — und das? antwortete er, sie küßend und wieder küßend. Aber auch in seinen Augen standen die Tränen, und ihre Erschütterung zitterte in seiner Seele nach. Eine ungeheure, schmerzlich süße Sehnsucht riß sie zusammen, als hätten sie sich nach endloser Trennung gegen alles Hoffen und Erwarten wiedergefunden. Sie verstrickten sich verlangend ineinander und suchten, sich fester und fester pressend, jedes beim andern die Gewißheit seiner Nähe und Lebenswärme. Er trocknete ihre Tränen ab und tröstete sie mit tausend zärtlichen Schwüren, nannte sie seine süße Sensitive, seine geliebte Mimose, und sich ihren Gärtner, der dafür sorgen werde, daß kein rauher Luftzug und kein unzarter Finger die edle Pflanze berühre.

Seine Liebkosungen gaben ihr endlich wieder die Gewißheit ihres eigenen Selbst zurück.

Wenn es jemals anders käme, sagte sie, mit holber Hingebung an seine Brust gelehnt, so wüßte ich nicht, was aus mir werden sollte. Du hast mich zu sehr verwöhnt, und es bleibt dir nun nichts übrig, als mich so weiter zu verwöhnen, denn in einer kälteren Luft könnte ich jetzt nicht mehr leben.

Das sollst du auch nicht. Ich müßte ja vom Wahnsinn geschlagen werden, um es je zu vergessen, was mir das Schicksal in dir geschenkt hat.

Wenn aber das Schicksal selber kommt und uns trennen will?

Dann werd' ich ihm sagen: Tu mit uns beiden, was du willst, aber laß uns beisammen.

O Axel, wird es dich erhören?

Es wird, weil es unser ganzer voller Ernst ist. Siehst du, ich war ein nüchterner Mensch, ehe ich dich kannte, und hätte zu solchen Vorstellungen den Kopf geschüttelt. Aber jetzt spür' ich's in mir wie eine neue Seele und habe Augenblicke, wo ich ein Seher bin. Ich weiß es und fühl' es ganz genau, daß die unsichtbaren Wellen, die unser Seelenleben in den Raum hinaussendet, durch Willenszwang unser Schicksal lenken. Es geschieht uns nichts, was wir nicht selber wollen. Darum bleibt dem Schicksal keine Wahl, als wenn einmal unser Leben ausgelebt ist, uns zusammen hinwegzunehmen.

Sie sah ihn gläubig an und lächelte getröstet durch einen Tränenschleier, der sich ablöste und ihr in zwei Tropfen an den Wimpern stehenblieb, während die Augen schon wieder im ungetrübten Blau strahlten. Andächtig sog er diese letzten Tränen wie wundertätige Tropfen auf, und die beiden jungen, heilig liebenden Menschenkinder verwachsen immer inniger und tranken eins beim andern Labung und Befreiung, bis ihre Herzen wieder gesund und ruhig schlugen. Die Welt, von der ein Stacheldraht sie trennte, war nicht mehr da; die schilfumtwachsene Schiffshütte wurde ihr Haus und ihre Heimat, wo sie wie im feinsten und duftendsten Auszug ihr ganzes künftiges Glück vorausnahmen. Thoras silberweiße Arme, die kühl wie Nixenarme waren, schlangen sich so erquickend um seinen braunen, sonneheißen Nacken; aus seiner kühlengewölbten Brust strömten Mut und Kraft in die ihrige. Ein köstlicher Friede stieg auf sie beide hernieder. Der süßliche Wassergeruch brachte ihren wieder beruhigten Sinnen frühe Jugenderinnerungen zurück an jene wonnevolle Zeit, wo man mit bloßen Füßen in sonndurchwärmten Bächen patzte, und die Vergangenheit floß ihnen mit einer rosig dämmernden Zukunft zusammen, in der blumenbetränzte Kinder wie kleine Liebesgötter im Ufersand spielten. Die Wasser rauschten aus der Ferne in ihren Traum wie Stimmen des Lebens, die vergeblich riefen. Und allmählich ward ihnen zumute, als träten sie in einen Orden von Eingeweihten, die dem

Weben der Natur näher stehen, und hätten die Eigenschaft des Dichters erlangt, der sein Ich zu vertausendfachen und in jeglichem Ding zu leben vermag, wenn dem Alltagsmenschen seine Armut kaum gestattet, das eigene Leben deutlich zu fühlen. Halbe abgebrochene Worte genügten ihnen zur Mitteilung dieses erhöhten Zustandes; denn der geheimnisvolle Strom war zwischen ihnen eingeschaltet, der dem einen Herzen ein volles Wissen vom andern gibt, und jenes elementare innere Einswerden hatte sich vollzogen, das ein Menschenpaar nur einmal und auf Minuten erleben kann.

Was ist das mit uns? Werden wir Götter? fragte Thora. Fühlst du, wie alle Kräfte des Erdbodens sich würzig zu uns herandrängen? Jeder Luftzug bringt uns im Vorüberstreifen Grüße mit — vom Fluß — vom Park — von der Wiese — und alle die sonst geruchlosen Kräutlein und Blümlein, die frischen und die abgedörrten hier auf dem Rasen, teilen sich mir durch eine besondere Duftschattierung mit. Jedes Halmchen kommt und sagt: Habt mich lieb, ich bin auch da.

Es ist der Regen, der die feinen ätherischen Öle entbunden hat, sagte Axel, mit Wonne die balsamische Luft einschlürfend. — Wie leicht sich's hier atmet. Ich glaube, ich bin ein Entrückter. Mein Körper hat die Schwerkraft überwunden.

Und ich — ich könnte mich auf dem Schilfrohr schaukeln, überbot ihn Thora.

Meine Fühlfäden wachsen und wachsen, sagte der Jüngling dagegen, und setzen mich mit allem, was uns umgibt, in Berührung. Jetzt verstehe ich auf einmal den Spruch des Angelus Silesius, den wir einmal zusammen lasen:

Mensch, alles liebet dich,  
Um dich ist's sehr gedränge.  
Es laufet all's zu dir,  
Daß es zu Gott gelange.

Axel! Axel! Verstehst du auch die Sprache der Vögel, die da hinten in den Erlen singen?

Ja wohl verstehe ich sie, du Süße. Die Amsel mit ihrer kurzen, immer gleichen Strophe singt: Seid glücklich — glücklich — glücklich.

Wieder schlang er die Arme um sie, und nun vergaßen sie Vogelstimmen und Wiesendüfte und versanken eins ins andere.

Stunden vergingen, die Sonne stieg immer tiefer. Sie lehnten zärtlich Schulter an Schulter gegeneinander und sprachen zuletzt kein Wort mehr. Ihre Arche, die anfangs beinahe trocken auf Kies und Sand gelegen, hatte sich allmählich gehoben und schaukelte leise. Das Wasser schlug stärker gegen die morsche Wand der Hütte, Blätter und abgerissene Zweige trieben im Fluß daher und drangen teilweise in die Bucht, die sie gefangen hielt, sie in unendlichem Reigentanz drehend. Lauter, gebieterischer tönte hinter ihnen die Stimme des großen Stroms herüber. Rufe du nur, dachte Axel, seine Thora fester umschlingend, du wirst warten können. Drüben am Waldsaum wagte sich jetzt bedächtig ein Reh hervor, kam in raschen Fluchten über die Wiese und hielt am Rand des Wassers still, wo es aufmerksam nach den zweien herüberäugte, bevor es beruhigt den Kopf zum Trinken senkte. In den Weiden schrien noch einmal die Spazierer aus Leibeskräften, um den sinkenden Tag mit ihrem Chorgesang zu begleiten, die Amsel im Park piff ein zweimaliges kräftiges Abendsignal, das fast wie ein Zapfenstreich klang.

Die Sonne geht unter, sagte endlich der Jüngling, indem er sich mit einem Seufzer unendlichen Glücks erheben wollte; doch Thora drückte schweigend seine Hand und hielt ihn fest. Da ließ er sich gerne halten, und sie saßen noch umschlungen in stummem, wunschlosem Glück, bis der erste Stern durch die lichtblaue Decke drang. Sie sahen ihn an, drückten sich aufs neue die Hände, und Thora sagte, von einer Kindheitserinnerung ergriffen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden!



Und den Engeln ein Wohlgefallen, setzte Arel lächelnd hinzu, indem er sie noch einmal an sich zog und küßte.

Ihr Kahn lag jetzt völlig im Wasser, und sie mußten mit einem Sprunge das Land gewinnen.

Sieh nur, wie der Fluß gewachsen ist, sagte Arel, wie aus einem Traum erwachend. In den Bergen hat es stark gewittert, während wir hier geborgen saßen.

Thora hatte ihre Blumen, die im Kahn zerstreut und zerdrückt lagen, wieder zusammengelesen und schüttete sie in den Strom.

Du lieber Fluß, sagte sie, bring' sie dem Meere und erzähl' ihm, daß du zwei Glückliche gesehen hast.

Als sie bei der Lände ankamen, wo Arels Fahrzeug lag, sahen sie erst, wie die Wassermassen vom Gebirge den Hauptstrom geschwellt hatten. Er donnerte zornig; seine schönen Fluten, die jetzt getrübt waren, führten Strohbindel, Latten und Pfähle, die Reste eines Bretterzauns und andere zum Teil unkenntliche Gegenstände auf ihrem eilenden Laufe mit. Arels Boot tanzte und zerrte ungeduldig an dem Strick, der es festhielt. Als die beiden einstiegen, sprang es auf wie ein Renner, dem der Zügel gelassen wird, und schoß pfeilschnell mit den ungestümen Wassern hinunter. Der Ruderer hielt sich nahe der Insel, um einen großen dunkeln Gegenstand zu vermeiden, den der Strom in seiner Mitte vor sich herwälzte. Er war in der Abendbeleuchtung gerade noch zu erkennen als ein riesiges ausgewurzeltes Baumskelett, das bald seine toten Äste mit ihrem dürrn Laubwerk, bald seine langen Wurzeln zum Himmel streckte.

Das wird eine lustige Fahrt, rief Arel fröhlich, in einer halben Stunde sind wir zu Hause.

Thora blickte ihn an, ohne zu antworten; ihre Augen träumten noch von der stillen, seligen Bucht, die sie eben verlassen hatten, und es war, als ob sie dieses Bild in sich trügen, denn Arel sagte, ihren Blick erwidern: Ja, in Zukunft überlassen wir die Insel mit all ihren Narren sich selbst, wir rudern gleich in diese Bucht

herein und sitzen hier ‚selig verschollen‘, wie unser Eichendorff sagen würde, den Sommernachmittag lang, mit einem schönen Buch oder auch ohne; die Sonne haben wir im Rücken, sie badet alles in goldene Wärme —

Ein gellender Schrei unterbrach ihn. Sie glitten eben an der unteren Spitze des Werders hin, wo der Strom seine beiden Arme zu majestätischer Breite wieder vereinigt, und Thora wollte, sich umwendend, der Wiege ihres Glücks noch einen Gruß zurücksenden, als auf der schmalen grünen Zunge, die sich zum Fluß hinabsenkt, ein riesiges schreckhaftes Gebilde vor ihr auftauchte. Es war die Irre, die sich an den äußersten Rand des Wassers vorbewegte; sie winkte mit ausgestreckten Armen; ihre lange Gestalt schien in der Dämmerung und mit der baumlosen Wiese hinter sich ins Ungeheure hinaufzuwachsen, und es sah aus, als sei sie im Begriff, über das Wasser schreitend auf das Boot heranzukommen.

In wildem Schreck war Thora zur Seite gefahren, unglücklicherweise im gleichen Augenblick, wo Arel sich nach derselben Seite geneigt hatte, um mit dem Ruder das Baumgeripp zurückzustößen, das die Flut soeben auf sein Boot heranwälzte. Die doppelte Bewegung hatte zur Folge, daß Thora aus dem schwanken Boot stürzte. Arel sprang nach und ergriff sie im Untersinken. Als er mit der Bewußtlosen auftauchte, war das Boot schon fern, der Wasserschwall mit dem andrängenden Baumgestrüppe nahm ihm den Atem, und er versank nach kurzem Kampf zum zweiten Male, die Last, die er nicht lassen wollte, im Arm. Das herrenlose Fahrzeug trieb noch eine Strecke weit hin, bis es an einer der vorgebauten Bühnen aus Pfahlwerk und Reifig hängen blieb, die das Ufer schützten. Die beiden Körper, deren Umschlingung sich gelöst hatte, wurden in kurzer Entfernung voneinander in die Höhe getragen, und das Wasser, dessen Ungestüm sich legte, sobald es sich besser ausbreiten konnte, führte sie allmählich zusammen. Zuweilen schwamm der eine etwas schneller, während

der andere zurückgehalten wurde, dann trieb eine Strömung sie wieder nahe zueinander, daß sie sich berührten. So glitten sie weiter, immer weiter auf der feuchten Hochzeitsreise, an den Gärten und Wiesen ihrer Jugend vorüber, unter wohlbekannten Brücken durch, gegen fremde schlafende Ortschaften hin, die stillen emporgewandten Gesichter von der silbernen Mondichel beleuchtet, deren bleicher Schein zu Hause gespenstisch auf den Falten des ausgebreiteten Brautkleids spielte.

---

## Genesung

Strahlende Nachmittagssonne lag über Venedig, als der deutsche Konsul Frieze mit dem jungen Marinemaler Gerlach am Bahnhofskai aus der Gondel stieg.

Es war noch frühe im Jahr, aber schon brachte des herrlichen Wetters wegen jeder Schnellzug die nordischen Reisenden in Scharen über die Alpen.

Der Bahnhof dröhnte von Lärm, nicht von dem notwendigen, fast naturhaften Getöse der großen Verkehrspunkte, sondern von dem eigentümlichen, gewaltsamen Geräusch, womit die Venetianer triebmäßig die sonst geisterhafte Stille ihrer nie von Wagen befahrenen Plätze und Gassen ausfüllen. Lohnbedienter und Türsteher lungerten streitend und gestikulierend umher, die Dampfschaluppen schrillten, und mit ihnen um die Wette piffen und schrien die Gondoliere in ihren schlanken, auf dem grünen Wasser schaukelnden Fahrzeugen.

Konsul Frieze war in schlechter Laune, und der Lärm vermehrte seine Verstimmung. Er hatte rasch gespeist und sich in Eile erhoben, nur um jetzt zu hören, daß der Schnellzug von Verona dreißig Minuten Verspätung habe. Er sollte mit Gerlachs Hilfe einen kranken Neffen in Empfang nehmen, der von schwerem Leiden Heilung im Süden suchte. Aber Neffe hin, Neffe her, man ist doch selber auch ein Mensch, und es ist ein harter Spruch, ohne Mokka und Zigarre vom Tische aufzustehen, besonders für einen Junggesellen, der es mit der Pflege seiner Person ernst nimmt.

Unter der Halle traf er mit Doktor Treu, dem Arzt der deutschen Kolonie, zusammen, der gleichfalls zum Empfang des Kranken herbeschrieben war.

Der Konsul entschuldigte sich, daß er des Doktors kostbare Zeit in Anspruch nehmen müsse.

Ihre Kollegen da oben im Norden, sagte er bissig, wissen sich zu helfen: wenn ein Patient ihnen zuviel Mühe macht, wird er einfach in den Süden geschickt. Dort mögen dann die andern zusehen.

Der Doktor lächelte unmerklich und antwortete, daß man sich allerdings in Deutschland häufig übertriebenen Hoffnungen auf die Wirkung des südlichen Klimas hingebe. Dann sagte er: Der Kranke ist eine Ihnen nahestehende Person?

Mein Brudersohn. Ein zartes Pflänzchen, das von Jahr zu Jahr so hingefristet wird, antwortete Frieze achselzuckend und gab dem Arzt einen knappen Bericht über Persönlichkeit und Lebensgang seines Neffen, wozu Max Gerlach, der Schulfreund und Altersgenosse des Erwarteten, noch einige Ergänzungen und Berichtigungen fügte.

Walther Frieze war in Venedig als ein gesundes und kräftiges Kind geboren, war aber bei der Übersiedlung seiner Eltern nach Norddeutschland noch zu jung gewesen, um den klimatischen Sprung ohne Schaden zu überstehen. Die ersten deutschen Winter hatten ihm eine Reihe gefährlicher Erkrankungen gebracht, aus denen sich allmählich ein schwerer Herzfehler entwickelte, der mit den Jahren wuchs und zu immer erneuten Störungen führte. Aber in Geist und Körper des Kranken wohnte eine zähe, fast unbegreifliche Widerstandskraft. Schon mehr als einmal hatten die Ärzte ihn aufgegeben, und nach wenigen Wochen stand er doch wieder auf den Beinen, wie ein Halm, den der Sturm niederwerfen, aber nicht brechen kann. Zwar an völlige Herstellung dachte man seit lange nicht mehr, aber der Arzt gab Hoffnung, daß durch einen Winter im Süden das Leiden zum Stillstand

kommen und der Kranke Zeit finden würde, zu erstarben. Seit dem Spätherbst war die Reise nach Italien geplant, und Walther hatte es durchgesetzt, daß er Venedig zum Aufenthalt wählen durfte. Er hatte der Stadt seiner Kindheit eine leidenschaftliche Anhänglichkeit bewahrt. Venedig war seit Jahren sein einziges Sinnen und Trachten. Aber das traurige Wind- und Reblland wollte ihn nicht lassen. Kurz bevor er abreisen sollte, hatte ihn ein neuer Anfall gepackt, der schwerste von allen. Als Gerlach Deutschland verließ und Walther ihm seine Grüße ‚dorthin‘ auftrug, schien er am Ende seiner Kraft, und die Angehörigen waren täglich auf das Schlimmste gefaßt. Nur der Kranke selber ließ nicht von der Hoffnung und rief ihm noch über die Schwelle ein Auf Wiedersehen in Venedig! nach. Den ganzen Winter lag er zwischen Leben und Sterben. — Nun scheint es, daß er sich abermals durchgerissen hat, fügte der Konsul trocken hinzu. Ob das ein Glück ist, müssen wir abwarten.

Er sagte es mit kühler und zurückhaltender Miene, denn wo die Sache ihn nicht persönlich betraf, da neigte er zur Spartanertugend, und einem kränkenden Menschen großes Wohlwollen entgegenzubringen, hätte er für ein Vergehen gegen die göttlichen Rechte der Gesundheit gehalten. Ohnehin war er diesem jüngsten Neffen ein wenig gram, weil es ihn schon seit Jahren langweilte, daß Walthers Krankheit ein stehendes Kapitel in den Briefen seines Bruders und seiner Schwägerin bildete. Erst als der junge Gerlach dieser Schwägerin, die den Sohn begleitete, als eines seltenen und außerordentlichen Wesens gedachte, belebten sich des Konsuls Züge und er sagte: Doktor, machen Sie die Augen weit auf. Eine Frau wie diese sehen Sie nicht alle Tage.

Die schöne Daniela hatte ihn schon entzückt, als sie noch in Triest bei ihrem Schwager, dem damaligen Leiter der Zweigniederlassung eines großen Wiener Bankhauses, lebte. Als dann sein Bruder Wilhelm die vermögenslose Waise heimführte, hatte er das sehr schön und ritterlich gefunden und war der Kavalier und glühende

Bewunderer seiner schönen Schwägerin geworden. Er half ihr malen und musizieren, er wurde der Spielkamerad ihrer Kinder und träumte mit ihr den Traum der Schönheit, während der schweigsame, hart arbeitende Wilhelm seinem einzigen Traume nachging, die Familie reich zu machen. Bei diesem täglichen Zusammensein war die Leidenschaft in beider Herz geschlichen, eine stumme, köstliche Leidenschaft, die sich kein unerlaubtes Wort, keinen heimlichen Blick gestattete, aber Geist um Geist und Seele um Seele hingab. Und Arthur Friese, der verfeinerte ästhetische Genußmensch, der das Alltägliche verachtete, schwelgte Jahre hindurch in dieser idealen Liebe wie im Duft der allerherrlichsten und seltensten Blume, bis ihm der Taumel dennoch zu Kopfe stieg und er an sich riß, was seinem Bruder gehörte. Jener heiße Sommer, in dem Wilhelm sich nicht entschließen konnte, die Stadt zu verlassen und Arthur statt seiner die Familie nach dem nahegelegenen Feltre bringen mußte, war ihrer Liebe verhängnisvoll geworden. Damals, in der Einsamkeit der Berge und der glühenden Stille der Sommerlandschaft, wo die Liebenden keine andere Stimme mehr hörten als die der Natur, war die Leidenschaft zu mächtig geworden und hatte das reine Glück ihrer geistigen Gemeinschaft zertrümmert. An diese Stunde dachte Arthur nicht gerne zurück. Er wußte, daß Daniela sich und ihm nie vergeben hatte. Die Erinnerung an Feltre stand wie ein Schatten zwischen ihm und der geliebten Frau. Daniela wehrte ihm von nun an jede Annäherung, und sein Verhältnis zum brüderlichen Hause wurde so gelockert, daß sein jüngster Neffe Walther, der im folgenden Jahre zur Welt kam, ihm von allen Kindern Danielas am fremdesten blieb. Ein geschäftlicher Zusammenbruch führte endlich auch die äußere Trennung herbei: Wilhelms Spekulationen schlugen fehl, und er wurde mit den Seinigen genötigt, den schönen Palast am Rio San Polo zu verlassen und nach dem Norden von Deutschland zu ziehen.

Das war nun gegen fünfzehn Jahre her, eine lange Zeit zum

Vergessen. Und Arthur Frieze vergaß auch wirklich, was sein Bewußtsein belasten konnte, aber den Liebreiz seiner Schwägerin vergaß er nicht. Er lebte als Junggeselle, weil kein Mädchen den Vergleich mit Daniela aushielt. Es war freilich mehr Eitelkeit als Liebe, denn um keinen Preis hätte er eine Frau aufzuführen mögen, die hinter der Frau seines Bruders zurückstand, wenn diese auch längst über alle Berge war. Und somit: Besser allein als schlecht gepaart, wie das italienische Sprichwort sagt. Das Leben war ja reich genug ohne das. Zwar die Konsulatsgeschäfte überließ er seinem Sekretär und mit Repräsentationspflichten brauchte er sich nicht oft zu quälen, aber seit den letzten Jahren arbeitete er an einem grundlegenden Werk über den venetianischen Handel im Mittelalter, zu dem er Tag für Tag im Archiv der Frari die Notizen zusammentrug. Die Abende verbrachte er in einem Zirkel gleichdenkender Freunde, die wegen ihrer Ausschließlichkeit und ästhetischen Verfeinerung im Scherz ‚die Unerreichbaren‘ genannt wurden. Sein Vermögen, das unverfehrt geblieben war, verwandte er an das langsame und bedächtige Sammeln seltener Kunstschätze. Und das venetianische Leben, das allen seinen Eigenheiten Vorschub leistete, hatte den glänzenden, feinsinnigen Arthur Frieze, ohne daß er es selber merkte, so ganz allmählich zum verknocherten, mit kleinlichen Gewohnheiten behafteten Egoisten und Tüftler gemacht.

Eine Bombe, die in sein stilles Haus gefallen wäre, hätte ihn daher nicht mehr erschrecken können, als das Telegramm seines Bruders, worin dieser bat, für Frau und Sohn Wohnung zu suchen. Nicht daß er für seinen Frieden gefürchtet hätte — er war jetzt im Alter, wo die Pulse ruhig schlagen. Aber er hatte die alte Liebe so schön in den Schrein seiner Erinnerungen herübergerettet; hier lag sie wohl einbalsamiert und künstlich zurechtgelegt: das sollte jetzt alles durcheinandergerüttelt und wieder dem Zufall preisgegeben werden.

Es ist etwas Eigenes um ein Wiedersehen nach so langer Zeit.



Die Gegenwart hat etwas Ernüchterndes neben dem Glanz der Erinnerung, und man ist auch nicht immer so glücklich, gleich das rechte Wort zu finden. Deshalb waren ihm die beiden fremden Zeugen sehr willkommen, die der Begegnung gleich von vornherein etwas ganz Bestimmtes und Formelles gaben, und er hatte sich seine Rolle genau vorgezeichnet: ein stummer Handkuß und dann den Neffen in die Arme geschlossen — das Weitere mußte sich von selbst ergeben.

Der Zug brauste endlich in die Halle, und der Konsul stellte sich mit Doktor Treu in die Nähe der Schranken, während Max Gerlach die Wagenreihen absuchte.

Da tauchten in dem Menschenknäuel, der dem Ausgang zustrebte, zwei ungewöhnliche Gestalten auf: eine schlanke, weißhaarige Dame in sehr bescheidenem Anzug, das bleiche Gesicht voll Liebe und Kummer, und ein blonder, blutjunger Mensch, dessen Schönheit überraschend war. Unter der Menge seichter, geleckter Alltagsmenschen sahen die zwei so weltfremd aus, als ob sie von einem andern Planeten herabkämen.

Der junge Mensch trug einen langen runden Mantel und war mit vielem Handgepäck belastet, das ihm die Dame offenbar widerwillig überließ, denn sie sah sich ängstlich rings nach Hilfe um.

Als sie des Konsuls ansichtig wurde, warf sie einen zweifelnden Blick auf seine beginnende Beleidigung und sagte mit sanfter, fragender Stimme: Arthur?

Gleichzeitig wand sich schon der junge Gerlach zu ihnen hindurch, und man hörte ihn rufen: Hier bin ich, Walther! — Frau Frieze, hierher!

Im Nu hatte er dem Ankömmling sein Gepäck entrispen und schob die beiden geschickt durch eine eben entstandene Lücke zwischen den Schranken hinaus.

Nach wenigen Augenblicken stand man im Freien beisammen, Hände wurden geschüttelt, Begrüßungen wurden getauscht, und

Doktor Treu, der den Ankömmlingen schon durch die Empfehlung ihres Hausarztes bekannt war, mußte sich selber vorstellen, denn der Konsul hatte die Sprache verloren. Er starrte nur in das blasse Märtyrergesicht der Frau, die ihm als eine völlig Fremde erschien. Was hatten diese vierzehn Jahre aus der schönen Daniela gemacht!

Man konnte ihr nicht mehr ansehen, ob sie jung oder alt, schön oder häßlich war; ihr ganzes Gesicht war Seele geworden, aber eine leidende, schmerzzerrißene Seele. Ihr Rücken war gekrümmt, und eine Schulter stand tiefer als die andere, wie von einem unerträglichen Schmerz herabgezogen. Die weißen Haare über dem noch glatten Gesicht erinnerten an die Sage von Personen, die in einer Nacht ergrauten. Mit einem Blick streifte er über ihren Anzug hin — ihre schöne geschmackvolle Einfachheit war seinen Augen immer so wohltuend gewesen, aber diese Einfachheit war nicht mehr geschmackvoll, sie war dürftig und unscheinbar, als ob die Trägerin sich hinter ihrem mausgrauen Mantel den Augen entziehen wollte.

Es dauerte einige Zeit, bevor es dem verblüfften Konsul ins Bewußtsein drang, daß der Anblick des Neffen dagegen eine erfreuliche Enttäuschung brachte.

Du bist ja ein Prachtjunge geworden, sagte er endlich, indem er Walther wohlwollend bei der Schulter berührte.

Gleichzeitig überschüttete Gerlach seinen Freund mit derben, aber wohlgemeinten Glückwünschen und sagte dann zum Konsul gewendet: Diesmal hat er wirklich sich selber übertroffen.

Walther blickte mit strahlendem Gesicht von einem zum andern und sagte kein Wort, als fürchtete er, aus einem seligen Traum zu erwachen. Er wandte sich nur mit stummem Lächeln zu der Mutter, wie um zu sagen: Hörst du's? Siehst du's? und diese nickte ihm in zärtlichem Verständnis zu.

Man stieg in die Gondel, die rasch und lautlos durch die grünen, schaukelnden Wasser des Canal grande strich. Die feuchtwarme

Lagunenluft streichelte die Gesichter der Reisenden und wurde von ihnen mit Wonne eingesogen. Wie Traumbilder im hellen Sonnenschein zogen mächtige Renaissancekirchen und zierliche gotische Paläste an ihnen vorüber, von der Flut bespült, die ihre prachtvollen Umrisse in der Tiefe wiederholte. Stirnseite an Stirnseite, Altane und Loggien, von Blumen bedeckt, eine verwirrende Fülle von Säulen und Pilastern, Spitzbogen und Schnörkeln, da und dort eine farbige Freske, eine Spur von Vergoldung an den Mauern, aber alles von heimlicher Zerstörung benagt, durch die Zeit und das Wasser geschwärzt, eine Reihe bettelhafter Könige. Der Maler nannte im Vorüberfahren ihre Namen und machte Walther auf diese und jene Einzelheit aufmerksam. Niemand hätte die beiden Freunde, wie sie so beisammen saßen, für Gleichaltrige gehalten, und der derbe, untersetzte Gerlach mit seinem Gesicht voll Sommersprossen legte in den Verkehr mit Walther eine Zartheit und Zuvorkommenheit, wie wenn er ein junges Mädchen vor sich hätte.

Walther redete wenig, aber die lebhaften Vorgänge seines Inneren spiegelten sich in seinem ausdrucksvollen Gesicht. Dem Konsul war es eine wahre Wohltat, in dieses Gesicht zu blicken. So oft sein Auge auf Daniela fiel, wandte es sich scheu und betroffen ab und irrte zu ihrem Sohn zurück, denn die Schönheit war seiner Bewunderung gewiß, wann und wo er sie fand.

Seit den Jahren seiner Liebe hatte ihm kein Gesicht so gut gefallen wie dieses. Frühe Reife des Geistes paarte sich darin mit einer Unschuld, die nicht von dieser Welt war. Alles, was er einst an der Mutter bewundert hatte, war hier aufs neue verkörpert, nur ins Kräftige, Jünglingshafte übersetzt. Und, dachte er bei sich selber, man mag sagen, was man will, die Krone der Schöpfung ist doch der Jüngling. — Aber es waren auch Friesesche Familienzüge darin, die ihn an seine eigene Jugend erinnerten. Besonders der Schnitt der Augen und die edle Bildung der Stirn — man hatte ihn selber in jungen Jahren ja nicht umsonst den

schönen Friese genannt. Wahrlich, ein solches Werk der Natur war mehr wert als das schönste Stück seiner Sammlung, und er bedauerte, es nicht ohne weiteres in sein eigenes Haus versetzen zu können. Sein Bruder Wilhelm, der sich stets vom Schicksal verfolgt glaubte, war doch wahrhaftig ein glücklicher Mensch. Was hatte denn das Leben ihm gegeben?

Unter diesem Eindruck begann er gegen die Schwägerin: Ich habe euch zwei Zimmer in einem kleinen, gut geführten Gasthof an der Riva gemietet. Es wäre zwar Raum genug auch in meiner Wohnung gewesen, aber ich dachte — ich wußte nicht, ob es euch angenehm sein würde, — ob Wilhelm finden würde, daß es sich schickt, fügte er verlegen hinzu.

Ich danke dir, du bist sehr freundlich. Wir sind jetzt alte Leute, für die sich alles schickt, aber es ist bequemer so, war Danielas gelassene Antwort.

Der Konsul schwieg und sah vor sich nieder. Es wurde ihm immer unbehaglicher in der Nähe der stillen, blassen Frau, die innerlich ebenso verändert war wie äußerlich, und für die er selber offenbar gar nichts mehr bedeutete.

In der That, ihre Gedanken gingen auch jetzt über ihn hinweg, wie sie es seit lange taten. Durch ein ganzes Leben der Pflichterfüllung und der Entsagung hatte sie das Vergangene aus ihrer Seele hinweggewischt. Arthurs Verhalten in diesen Unglücksjahren, seine eisige Gleichgültigkeit bei ihren schweren Schicksalen war ein Rätsel, das sie längst nicht mehr beschäftigte; sie hatte es neben andern unlösbaren Rätseln begraben. Noch mehr, sie war selbst gestorben mit allen ihren Wünschen, Kämpfen und Erinnerungen, mit ihren Irrtümern und mit ihrer Reue. Was von ihr übrig war, das lebte in Walther. Auf ihn war der bessere Teil ihres Ichs übergegangen, während seine Geschwister dem pflichttreuen, aber nüchternen Vater nachschlugen.

Und dieser Jüngste, Schönste war nur ein flackerndes Licht im Windzug. Mit jedem ersten Schnee war sie in Gefahr, ihn zu

verlieren. Dann kamen die langen Winter, wo er nicht aus dem Hause durfte, während die Geschwister auf dem gefrorenen Fluß vor seinem Fenster Schlittschuh liefen. Die Mutter teilte seine Gefangenschaft. Sie wachte mit ihm in den Schreckensnächten, wo er an hochgetürmten Rissen lehrend nach Atem rang. Es kamen die heißen Sommer mit den lustigen Bergwanderungen und Rachenfahrten für die Ältesten, — Walther saß wie immer daheim bei der Mutter. Er zeichnete, sie las ihm vor, und so wuchsen sie in ihrer Unzertrennlichkeit immer fester zusammen, bis sie nur noch eine einzige Person bildeten. Ihr Denken wurde im Lauf der Zeit ein so gemeinsames, daß sie oft durch Blicke, Lächeln und kleine Kopfbewegungen lange Zwiegespräche führten, von denen ein anwesender Dritter nicht das geringste wahrnahm.

Und so zartfühlend Walther war, die Mutter betrachtete er ganz und gar als sein Eigentum. Die andern hatten ja das ganze Leben mit allen seinen Schätzen, er hatte nichts auf der Welt als sie. Doppelt gehörte sie ihm, weil der Vater, eine herbe und strenge Natur, das Gemüt des Kranken wenig zu schonen verstand und weil die Geschwister ihn oft unbedacht verletzten, indem sie durch den Anblick ihrer Jugendfreuden ihn an das eigene Siechtum erinnerten. Maler zu werden, war der Traum seiner Seele, und als Max Gerlach zur Akademie abging, hatte er die schwersten Stunden seines Lebens durchzumachen. Alle glaubten an sein Talent, aber seine Kräfte waren den Anforderungen eines strengen Studiums nicht gewachsen, und der Vater wünschte ihn zu einem Beruf heranzubilden, der ihn, falls er am Leben blieb, ernähren könnte. In den Zeiten, wo es ihm besser ging, führte er ihn nach und nach in die Buchhaltung ein und beschäftigte ihn auf seinem Büro. So war Walther auch hier gezwungen, zu verzichten.

Und doch war er nicht ganz unglücklich. Die Entfernung von der Welt hatte ihm eine Reinheit der Seele bewahrt, aus der die schönsten Blumen der Poesie hervorstiegen. Er dachte nicht über sich und sein Schicksal nach. Das wenige, was ihm von der

Natur zugänglich war, umfaßte er mit solcher Liebe, daß er vielleicht mehr genoß als die Kräftigen, Gesunden. Wenn eines seiner Rosenstöckchen die ersten Blüten trieb oder wenn das Philodendron ein neues Blatt entwickelte, so hatte er einen Festtag. Und diese kindliche Freude am Allerkleinsten bei einer seltenen Geistesbildung verlieh ihm die große Liebenswürdigkeit, mit der er jeden, der ihm nahe kam, unwiderstehlich bezauberte.

Auch die Reise nach Venedig schien ein unerreichbarer Traum zu sein. Seit Jahren war sie ihm versprochen, und von Winter zu Winter hoffte er darauf. Wie oft, wenn er schon anfing, seine Vorbereitungen zu treffen, hatte der Vater plötzlich mit finsternem Gesicht erklärt: Es geht nicht! — Der alte Herr Frieße ließ sich in solchen Fällen auf keine Begründungen ein, nur aus seiner Schweigsamkeit und seiner verschlossenen Miene konnten die Angehörigen abnehmen, daß das Geschäft wieder eine Krise durchmachte. Walthers mit den verfeinerten Fühlfäden, die das Leiden in ihm entwickelt hatte, erkannte wohl unter des Vaters rauher Form seine innere Bekümmerniß und verbarg die eigene, aber sein unterdrückter Gram sprach beredter als laute Klagen. In diesen Stunden büßte Daniela alles ab, was sie sich vorzuwerfen hatte. Ein dunkles, doch unabweisbares Gefühl verhinderte sie, die Geschwister irgend um seinetwillen zu verkürzen oder von dem Vater ein außergewöhnliches Opfer zu verlangen. Nur an ihrer eigenen Person konnte sie kargen, und sie legte sich seit Jahren jede denkbare Entbehrung auf. Aber weder diese Ersparnis noch der Erlös aus ihrem Schmuck reichte weiter aus, als um die täglichen kleinen Nebenbedürfnisse des Kranken zu bestreiten. Sie hätte gern mit ihrem Herzblut die Erfüllung seines Wunsches erkauft, nur vor dem letzten, einzigen Mittel wich sie zurück: ihren Schwager um Hilfe anzugehen. Dagegen hatte Wilhelm es diesem mehrfach nahegelegt, seinen Neffen auf einen Winter zu sich einzuladen, aber Arthur hatte nicht verstehen wollen; er begriff gar nicht, daß man ihm mit einer solchen Zumutung kommen konnte.

Da fiel ihr ganz unerwartet im vergangenen Herbst ein kleines Legat von seiten eines entfernten Verwandten zu, und schon war die Abreise eine beschlossene Sache, als Walther aufs neue erkrankte. Schreckliche Tage folgten, an denen die Pflegerin fast den Mut verlor. Das Gesicht des Kranken, in dem sich eine Stirnfalte wie ein stummer Vorwurf eingrub, sagte ihr fort und fort: Zu spät! — Aber der Winter schleppte sich hin wie so mancher Winter vor ihm mit kümmerlicher Besserung zwischen bössartigen Rückfällen, bis endlich draußen das Eis zerging und die milderen Lüfte dem Kranken Kraft und Hoffnung wiedergaben. Zwar so kleinlaut wie diesmal war ihr Hausarzt noch nie gewesen, aber es kam doch ein Tag, wo er den Patienten für reisefähig erklärte, und schon der folgende Morgen sah Sohn und Mutter auf der Eisenbahn.

Man hatte ihnen empfohlen, sich unterwegs ein paar Rasttage zu gönnen, aber Walther duldete es nicht. Nur mit Mühe hatte er sich bewegen lassen, in Bozen zu übernachten. So oft ihm die Mutter einen Halteort vorschlug, bat er so dringend: Nach Venedig! Nach Venedig! daß sie nachgab und mit ihm weiterfuhr, bis das Ziel seiner Sehnsucht erreicht war.

Es war wie ein Traum, daß sie jetzt wirklich auf dem Canal grande fuhren mit der glühenden Frühlingssonne über ihren Häuptern und dem lautlosen Gleiten der Gondel unter sich. Sie suchte Walthers Augen, aber diese waren geschlossen, von der blendenden Helligkeit überwältigt. Die Freunde dämpften ihre Stimmen, denn sie glaubten, er schlafe.

Ein leiser Stoß der Gondel weckte ihn aus seinem Sinnen. Das Becken von San Marco lag vor ihnen, von Masten und Segeln besät, zur Linken von den Prachtpalästen der Piazzetta, zur Rechten von der lachenden Insel San Giorgio Maggiore begrenzt und ganz unten am Horizont vom Lido wie von einer langen grünen Schranke abgeschlossen.

Die Kuppeln der Kirche della Salute glänzten in ihrem zarten

Grau mit den tausend phantastischen Zieraten, die sie umgeben. Auf der andern Seite leuchtete der Giardino reale mit seinem jungen Blätterschmuck, der sich in schöner Abstufung mit dem dunklen Saftgrün der Magnolien mischte. Dahinter wurden die Fensterreihen des Palazzo ducale sichtbar, die Kreuze und Kuppeln von San Marco glänzten, und hochweg über alle blinkte der goldene Engel des Campanile.

Ein silberner Duft lag über der Stadt und dem Wasser, wie ein Schleier von Feenhänden gewoben. Der Himmel war hoch und völlig wolkenlos, von dem matten Stahlblau, das er gewöhnlich über der Lagune ausbreitet; der zunehmende Mond, noch lichtlos, schwamm wie ein winziges, weißes Federwölkchen droben. Ein großer Dreimaster, dessen Tauwerk mit Hunderten weißer Lappen seltsam behängt war, lag nahe der Mündung des Canal grande, von kleineren Booten umgeben. Das Ganze hatte etwas Unwirkliches, wie eine Erscheinung oder ein Gemälde.

Der Kranke hatte sich aufgerichtet, alle Müdigkeit war aus seinem Gesicht gewichen.

Venezia! sagte er langsam mit unaussprechlichem Ausdruck und trank mit weitoffenen Augen das märchenhafte Bild.

Die Wirklichkeit war noch tausendmal schöner, größer und selbst phantastischer als seine verschwommenen Erinnerungen.

Hier die Piazzetta mit ihren Prachtbauten und dem Gewirre der schwarzen Gondeln — sah es nicht aus, als ob Hunderte schwimmender Särge von weither gelandet wären, um selige Geister nach einer stillen, marmornen Toteninsel zu führen? Aber nicht zum Ruhen in lastenden Sarkophagen, sondern zu einem erhöhten, vom Körper befreiten, im reinen Schauen beseligten Dasein. Der Dogenpalast mit seinen herrlichen Kolonnaden und dem kolossalen ungegliederten Oberbau — stieg er nicht wie eine Traumgeburt über den stillen Wassern empor? Und die Riva degli Schiavoni mit ihrem weißen Marmorpflaster, ihren Brücken, Palästen und Monumenten, die sich, von Menschen wimmelnd und von Masten



begleitet, in schönem Bogen bis zu dem Baumgebränge der Giardini pubblici hinunterschwang, die unendlichen Wasser mit den rot und gelben Segeln und dem Tanz der Sonnenstrahlen — wie beschämte dieser Glanz der Erfüllung all die nebelhaften Bilder seiner sehnsüchtigen Ungebuld.

Da sagen sie: Neapel sehen und sterben! rief der Kranke, und eine fliegende Röte ging über sein blasses Gesicht. Ein törichtes Wort, ich weiß ein besseres: Venedig sehen und auferstehen!

Er war wie berauscht, er schwenkte den Hut nach der Salute hinüber und bog sich weit aus der Gondel, um den geflügelten Löwen von San Marco auf seinem granitnen Sockel zu begrüßen.

Als sie an der Riva gelandet waren, taumelte er und wäre fast gestürzt, denn er wollte all die Schönheit, die von daher und dorthin auf ihn eindrang, gleichzeitig mit den Augen verschlingen. Gerlach faßte ihn unter und zog ihn bis vor die Thür des Gasthofs, wo er sich verabschiedete. Dann kam der Onkel und führte den Kranken am Arm die Treppe hinauf.

Die Zimmer lagen in einem hellen Mezzanin, zu dem nur wenige breite Stufen hinaufführten, und machten der Wahl des Konsuls alle Ehre. Ein großes Südzimmer sah gerade auf die Riva, das anstoßende, etwas tiefer liegende Gemach, zu dem eine Marmorstufe hinabführte, hatte die Fenster auf der von einem kleinen Kanal bespülten Westseite und war in diesem Augenblick gleichfalls von Sonne durchflutet. Es sah mit dem von Mauern begrenzten Blick auf das grüne, glücksende Wasser, so geheimnisvoll und echt venetianisch aus, daß Waltherr sich nur ungern in die Anordnung des Doktors fügte, der ihm sofort das große Südzimmer zum Schlafen anwies. Die schweren Gardinen mußten noch zuvor herabgenommen werden, und das große Bett in der Ecke rückte der Doktor selber um ein paar Zoll von der Mauer ab.

Und nun haben die beiden Reisenden nichts Besseres zu tun, als sich zu stärken und dann gleich ein wenig zu ruhen, sagte er, als

alles fertig war. Ich werde morgen in der Frühe hören, wie Ihnen die Reise bekommen ist.

Damit reichte er Walther die Hand und zog den Konsul, der noch zögerte, mit sich aus dem Zimmer.

Daniela, die nebenan mit Aufschnallen des Gepäcks beschäftigt war, heftete einen fragenden Blick auf ihn.

Der Doktor verstand sie und antwortete, nach dem Hut greifend: Wir wollen ihn heute, wo er so glücklich ist, nicht mehr mit ärztlichen Fragen belästigen. Auch Sie brauchen Ruhe. Morgen, wenn ich ihn genau untersucht habe, erzählen Sie mir einmal die ganze Krankengeschichte.

Die hat unser Hausarzt für Sie aufgeschrieben, antwortete die Frau, indem sie ihm noch an der Treppe einen geschlossenen Umschlag überreichte.

Und was hat er euch für Verhaltensmaßregeln mitgegeben? fragte der Schwager, als sie allein waren.

Keine.

Keine?

Keine. Er sagte: Lassen Sie ihn alles tun, was ihm Freude macht, er fühlt schon selber, wieviel er sich erlauben darf. Du kannst dir denken, wie unser Rekonvaleszent auf diese Weisung pocht. Doch da er sich bis jetzt keinen Schaden getan hat und mir eher gekräftigt als ermüdet scheint, muß ich ihn wohl gewähren lassen.

Diese Mitteilung zeitigte in der Seele des Konsuls einen großen Entschluß.

War ihm sein Nefte auf den ersten Blick wie ein Werk aus Künstlerhand, ein schönes Bild oder eine kostbare Vase erschienen, so hatte sich während der kurzen Überfahrt der Eindruck seines Wesens vervielfältigt und vertieft. Walthers Empfänglichkeit rührte ihn und seine Bewunderung tat ihm wohl, da er als alter Venetianer sich Fremden gegenüber so halb und halb wie der Mitschöpfer dieser Herrlichkeiten vorkam. Er erkannte mit einem

mal, was seinem eigenen Leben fehlte, und warum das schöne Haus am Canal grande mit seinen Kunstschätzen und seinem Luxus doch nur ein totes Museum war. Es ging ihm auf, wie reich das Leben werden konnte durch die Nähe eines mitgenießenden, mitverstehenden Wesens. Dieser war ja von seinem Stamm, war seines Geistes Kind, Daniela hatte ihn unter dem Herzen getragen zu einer Zeit, wo er selbst sich noch für den Mittelpunkt ihrer Gedanken halten durfte. Der Hauch der Jugend, der von der lebenswürdigen Gestalt ausging, erfrischte den Alternden und erschien ihm wie ein Schutzmittel gegen die heranschleichenden trüberer Jahre. Er wünschte den Neffen um sich zu behalten, ihn sich gänzlich anzueignen. Nach dem natürlichen Lauf der Dinge waren Wilhelms Kinder doch seine Erben. Warum also nicht diesen einen, der ihm gefiel, schon zu Lebzeiten in alle Vorteile einsetzen und selber noch den Gewinn seiner Nähe ernten? Nur Walthers zarte Gesundheit stand seiner Absicht im Wege: dieses seltene Gefäß, in das er so gern seine innerste Gedankenwelt übergegossen hätte, sah aus, als ob es ihm unter den Händen zerbrechen könnte.

Aber der Ausspruch des behandelnden Arztes beruhigte ihn völlig. Nun hielt er nicht länger mit seinem Plane hinter dem Berg. Denn wenn er einmal schlüssig war, duldete er keine Verzögerung, und er glaubte auch das Verhältnis zur Schwägerin so am besten ins Geleise zu bringen.

Den Walthers, weißt du, gebe ich nicht mehr her, sagte er. Der Junge muß bei mir bleiben, wenn du nach Deutschland zurückkehrst. Sei ganz ruhig, er wird mir nicht zur Last fallen, im Gegenteil: er muß mein leeres Haus erst lebendig machen.

Da sie ihn kalt und schweigend anblickte, fuhr er dringlicher fort: Ihr braucht ihn ja gar nicht, ihr habt ja noch den Willy und den Arthur. Ich habe niemanden. Außerdem bei euch im Norden siecht er hin, ich will ihn euch gesund und stark machen, und wir wollen ein Götterleben zusammen führen.

Niemals! rief Daniela heftig, und eine plötzliche Flamme lief über ihr bleiches Gesicht.

Aber sie faßte sich gleich und wurde wieder blaß, noch blässer als vorher.

Wenn du vor fünf, sechs Jahren diesen Vorschlag gemacht hättest, so wärest du unser Retter, unser Heiland geworden, sagte sie ruhig, aber mit großem Nachdruck. Damals hätte vielleicht ein Aufenthalt im Süden ihn zum gesunden Menschen gemacht. So wie die Dinge jetzt stehen, werde ich mich keine Stunde mehr von ihm trennen. Und kein Haar von seinem Haupte soll einem andern gehören als seiner Mutter.

Arthur Frieße stand verblüfft und wortlos diesem unerwarteten Ausbruch gegenüber. Als er die Treppe hinabstieg, fühlte er, daß er die bleiche Frau da oben haßte. Um ihretwillen war er ein einsamer Mann geworden — so erschien es ihm jetzt — und sie hatte den Mut, ihm das einzige abzuschlagen, was ihn in den späteren Lebenstagen für sein versagtes Familienglück entschädigen konnte. Im Augenblick, wo er ihren Dank verdienen wollte, schlug sie gar noch einen Ton des Vorwurfs an. Aber sie sollte sehen, daß man ihn nicht so leicht abwies, ihn, Arthur Frieße, der noch immer gewußt hatte, was er wollte. Was er soeben noch halb und halb als Vergünstigung von seiner Seite aufgefaßt hatte, die Adoption Walthers, das wurde ihm durch Danielas schroffes Nein so begehrenswert, daß er beschloß, all seine Kräfte an dieses Ziel zu setzen: er wollte um den Besitz ihres Sohnes mit ihr kämpfen, ihn an sich ziehen, auch gegen ihren Willen. An Waffen fehlte es ihm nicht: sein Kunstsinne, seine ganze Geisteswelt, alle Genüsse, die er dem Neffen bieten konnte, stritten für ihn, am meisten die Reize Venedigs, in denen er den Führer machen wollte. Aber er sah jetzt, daß man nicht mit der Türe ins Haus fallen darf, er wollte es klug anfangen, sich den Boden bereiten. Walthers Freiheitsdrang wollte er benutzen, um ihn nach und nach von der Mutter loszureißen.

Wenige Schritte von der Haustür kehrte er um, stieg geräuschlos die Treppe wieder hinauf und trat, nachdem er ein wenig gelauscht hatte, rasch ins Zimmer seines Neffen.

Walthers stand noch immer am Fenster und sah der Dampfschaluppe nach, die, eine lange Furche hinter sich lassend, nach dem Lido hinausfuhr.

Höre, sagte der Onkel geheimnisvoll, nachdem er die Tür leise zugedreht hatte. Ich weiß, deine Eltern sind immer zu ängstlich im Selbstaufgeben gewesen. Wir Friesen sind noch lange nicht am Bettelstab. Du mußt deine eigene Kasse führen, ganz für dich im stillen, damit du alles tun kannst, was dir Vergnügen macht.

Er nahm einen ansehnlichen Bankschein aus der Brieftasche und wollte ihn dem Neffen zustecken.

Dieser schob die Hand mit dem kostbaren Blättchen zurück, die er dabei lächelnd drückte.

Warum so hochmütig? fragte der Onkel.

Aber Walthers schüttelte nur den Kopf und zog ein gehäkeltes grünseidenes Beutelchen hervor, das strotzend mit Gold gefüllt war.

Vom Vater, flüsterte er leise.

Der Konsul blickte überrascht auf, denn er wußte, daß sein Bruder kein Freund von überflüssigen Ausgaben war.

Ja, denke dir, es ist vom Vater, fügte Walthers treuherzig hinzu. Er war so gut in den letzten Tagen, ich habe ihn nie so gesehen. Diesen Beutel steckte er mir noch beim Abschied für meine Sonderausgaben zu. Es sei mein Gehalt, sagte er, für die Büroarbeit, die ich ihm im vorigen Sommer getan habe.

Dabei schüttelte er die Börse, daß die Goldstücke klirrten.

Nun, da gratuliere ich, sagte der Konsul, und gebe dir den Rat, die goldenen Vögel lustig fliegen zu lassen. Wenn sie alle sind, kommst du zu mir und holst dir neue.

Als der Onkel gegangen war, legte Walthers Rock und Weste ab.

Es ist zwar schade um die schöne Zeit, dachte er, ins Bett steigend, aber ich muß der Mutter die Liebe tun.

Nun lag er wohligh ausgestreckt. Die Mutter kam mit Erfrischungen, die er durch ein leises Kopfschütteln ablehnte. Dann schlich sie auf den Zehenspitzen ans Fenster und schloß die Läden halb. Er ließ sie gewähren und regte sich nicht, nur aus halb geschlossenen Lidern blinzelte er nach dem Sonnenstreif, der wie ein blinkender Dolch durch den Spalt des Ladens ins Zimmer fiel.

Wie schön ist doch das Leben, dachte er und weiter gar nichts. Ein Glücksgefühl umgab ihn ruhig und sicher wie die Atmosphäre. Mit jedem Atemzug sog er Wohlbehagen und Gesundheit ein. Er schlief nicht und sann auch nicht; das Leben stellte sich in hundert freundlichen Gestalten um sein Bett, und alles Schwere war wie in ein tiefes, tiefes Meer versunken.

Und die Menschen sind gut, war sein zweiter Gedanke.

Des Onkels rasche Zuneigung, das Gesicht des neuen Doktors, das schon wie das Gesicht eines alten Freundes ausah, Berlachs treue Kameradschaft gaben dem innigen Wohlbefinden eine Bürgschaft der Dauer.

Doch lange konnte er nicht ruhen; die Uhr, die neben ihm auf dem Tischchen tickte, mahnte unbarmherzig an den Niedergang des schönen Tages.

Leise stand er auf, kleidete sich wieder an und horchte an der Tür der Mutter. Da sich nichts regte, glaubte er, sie habe sich auch zur Ruhe gelegt und schlummere. Aber innen stand sie auf den Strümpfen und hielt ihr Ohr ans Schlüßelloch. Sie hatte alle seine Bewegungen wahrgenommen und wußte ganz genau, daß er sich fortschleichen wollte.

Er hat eine Verabredung mit Berlach, dachte sie und nahm sich trotz ihrer Sorge vor, ihn nicht zu stören.

Auch Doktor Treu hatte vorhin beim Weggehen, nachdem er einen Blick auf die knappen Zeilen des Hausarztes geworfen, in seiner

herzlichen Art gesagt: Der Kollege hat recht; lassen Sie ihn sein Glück genießen —

Und dieser Rat entsprach ihrem eigenen Gefühl. Man hatte ihn so lange gehütet und von allem ferngehalten und ihn damit doch nicht gesund gemacht. So sollte er wenigstens einmal wissen, wie es einem Freien, Gesunden zumute ist.

Schlürfe du aus dem Vollen, mein Liebling, sagte sie leise, während er so geräuschlos wie möglich in die Schuhe fuhr, Hut und Mantel nahm und zur Korridortür hinausgeschlich, und sie gönnte ihm den heimlichen Triumph, seine Hüterin überlistet zu haben.

Vom hohen Fenster seines Schlafzimmers blickte sie ihm lange nach, wie er an der Riva hinschlenderte. Ein Strom von Gold überflutete ihn, der vom glühenden Himmel niederrann und die Riva, den Kanal, die Lagune mit ihren Schiffen und Inseln, alles, soweit das Auge reichte, in eine Verklärung einschloß. Er drang auch zu den offenen Fenstern herein und färbte die weißen Gasthofwände mit dem Widerschein einer fernen Feuersbrunst. Die silbernen Schleier waren weggezogen, und der Himmel enthüllte eine flammende Glorie: lange Schleppen von Purpur, Safran und Violett schleiften im Westen hin wie Prachtgewänder des königlichen Gestirns, das zur Ruhe ging. Schichtenweise lagen sie übereinander und stufen sich zu immer zarteren Tinten ab bis unten am Saum des Horizontes, wo sie in ein ganz unwahrscheinliches liches Meergrün überflossen. Die Mündung des Canal grande warf den roten Schein zurück und verstärkte ihn durch den Abglanz rötlicher Mauern und Türme, der breite Giudeccakanal mit seinen zahllosen Masten erwiderte das Feuerzeichen, wobei die dalmatinischen Holzschiffe, die dort verankert lagen, dem lichten Brand einen dunklen Schattenstreifen entgegenstellten. Das ganze Becken von San Marco entzündete sich, daß San Giorgio Maggiore in flüssigem Metall zu schwimmen schien.

Walther ging ganz nahe am Rand des Wassers, den Mantel auf dem Arm, den er ein wenig am Boden nachschleifen ließ, wie es

seine Gewohnheit war. Niemand drehte sich nach ihm um, und die Mutter fühlte, wie wohl ihm das tun mußte. In ihrem kleinen, geschäftigen Städtchen pflegten ihm die Leute wegen seines schleichenden Ganges und seiner blassen Gesichtsfarbe auf der Straße nachzublicken — hier in Venedig, wo alles schlenderte und trippelte und wo es gar keine roten Wangen gab, konnte er sich fühlen wie jedermann.

Tiefe Dankbarkeit für das Glück dieses Tages quoll in Danielas Herzen auf, und auch der Antrag des Schwagers, so bittere Empfindungen er zuerst in ihr geweckt hatte, schmeichelte ihrem Mutterstolz.

Wie sie dich schon alle lieben, mein Sonnenkind, rief sie ihm jubelnd in ihrer Seele nach.

Plötzlich erblickte sie vor einem Gedanken, der in ihr aufstieg. Aber sie wollte ihn nicht denken, diesen Gedanken, sie löschte ihn aus, sie bannte ihn weit hinweg aus ihrem Herzen. In der zarten blassen Frau wohnte eine eiserne Willenskraft. Durch strenges Wollen hatte sie den einen Flecken ihres Innern ausgerilgt und fühlte sich berechtigt, zu vergessen. Was niemand wußte, wovon der Nächstbeteiligte keine Ahnung hatte, das wollte auch sie nicht wissen, das war nur wie ein Traum durch ihre Seele gezogen. Dieses Kind gehörte ihr ganz allein, niemand sollte teil an ihm haben, am wenigsten jener selbstsüchtige Mann, in dem jetzt plötzlich die Stimme der Natur erwachte. Er sollte nie erfahren, was es war, das ihn so mächtig zu ihrem Liebling hinzog. Nicht wissen, wie nahe Walther ihm stand, das war die einzige Strafe, zu der sie den Zerstörer ihres Friedens verurteilte.

Auf der nächsten Brücke blieb Walther stehen und lehnte sich mit beiden Armen über das Geländer. Vor ihm lag das große Kriegsschiff noch immer unbeweglich im Wasser, während der leichte Wellenstoß der steigenden Flut die kleineren Boote hob, daß sie an dem dunklen Bug emporzustreben schienen; so glich es einer Gluckhenne mit ihren Jungen. Max Gerlach hatte ihm vorhin



bei der Einfahrt gesagt, daß es ein Schulschiff der Kriegsmarine sei. Die aufgehängten Lappen im Tauwerk, die sich jetzt in lauter flatternde rosige Wimpel verwandelt hatten, waren Wäschestücke der Kadetten. Als kleiner Junge hatte Walthor sich gewünscht, ein Seemann zu werden; heute lächelte er über diesen Wunsch, denn er wußte sich etwas Besseres, sonst hätte ihm in seiner gehobenen Stimmung selbst diese Laufbahn nicht mehr unerreichbar geschienen.

Sein kühnes Sicherheitsgefühl teilte sich wie durch drahtlose Telegraphie der am Fenster stehenden Mutter mit. Auch ihr schwell das Herz von ungewohntem Lebensmut. Draußen lag ein großer Lloyd-Dampfer der Linie Venedig—Triest zur Abfahrt klar. Der Anblick weckte ihr längst entschlafene Erinnerungen; die Weite der Welt, die sie in ihrem stillen Erdwinkel fast vergessen hatte, kam ihr wieder ins Bewußtsein und ließ sie unwillkürlich tiefere Atemzüge holen. Sie wollte nicht mehr ängstlich sein und mit dem Schicksal um die Stunde feilschen. Sie wollte nicht mehr fragen: wie lange? wenn nur ihr Liebling einmal glücklich war.

Als er schon längst verschwunden war, stand sie noch immer und starrte in die Glorie. Die Sonne war völlig hinunter, und das Firmament verglühte langsam. Nur die Salutekuppeln leuchteten immerfort wie von einem inneren Feuer entzündet, sie verloren jetzt ihre wuchtige Körperlichkeit und wurden durchscheinend, als ob jede aus einem einzigen Karfunkel geschnitten wäre. So bleibt, wenn das Schöne hinweggeschieden ist, die Erinnerung zurück und lebt inmitten einer farblos gewordenen Welt ihr festliches, selbständiges Dasein weiter. — Daniela stand am Fenster, bis die Kuppeln der schönen Kirche ausgeglüht wie tote graue Schlacken zum fahl gewordenen Himmel aufstarrten.

Walthor bog, nachdem er noch eine Weile unter dem Treiben der Gondoliere an der Piazzetta gelangert hatte, nach dem Markusplatz ein, der um diese Stunde zwischen der Nachmittagsmusik und dem abendlichen Spaziergang wie ein großer, halb verödeter

Festsaal dalag. An einem der Tischchen nahm er eine Erfrischung zu sich und wanderte dann langsam über die Piazza hin, ganz versunken in einen Tages Traum von Venedigs Glanz und Größe, von der Zeit, wo diese Prachtbauten noch nicht die erhabenen Monumente eines Friedhofs waren, sondern das Leben des Tages lebten. Das Gehen auf den breiten, glatten Marmorfliesen durchdrang ihn mit einer aristokratischen Empfindung, er erschien sich selber plötzlich als etwas sehr Mächtiges und Vornehmes, mit dem strotzenden Beutel Gold in der Tasche als der Herr all dieser Herrlichkeiten.

Da sagte eine lachende Stimme hinter ihm: Herr, Sie verlieren Ihren Mantel.

Er fuhr zusammen und zog den Mantel an sich, mit dem er die halbe Piazza gefegt hatte. Das kleine Blumenmädchen, das ihn angeredet hatte, war schon vorüber, nur ihren wiegenden Gang und die leichte Gestalt konnte er von hinten noch erkennen. Wie gut sind hier die Menschen! dachte er und blickte ihr dankbar nach.

Unter den neuen Prokuratien fesselten die Goldschmiedeläden seine Aufmerksamkeit, denn er liebte alles Glänzende, und ein Mädchen konnte nicht mehr Sinn für Schmuck und Geschmeide haben. Eine goldene Halskette von feiner venetianischer Arbeit reizte ihn ganz besonders. Es war ein zierliches Gewinde vielfach verschlungener kleiner Kettchen, die an allen Kreuzungsstellen mit Perlen durchsetzt und ringsum mit Perlen wie mit Tropfen behangen waren.

Der Gedanke, dieses Schmuckstück zu kaufen und seiner Mutter mitzubringen, paßte ganz in seinen Traum. Ehe er es bedachte, stand er schon auf der Schwelle und wurde von dem Händler vollends hineingebücklingt.

Der Preis erschreckte ihn nicht, denn trotz seiner gelegentlichen Beschäftigung mit Zahlen war er dem Gelde gegenüber das reine Kind. Mit seinem Beutelchen fühlte er sich reich genug, um ganz

Venedig zu kaufen, und die Anerbietungen des Oheims, von dem er stets gehört hatte, daß er sehr wohlhabend sei, ließen ihm seinen Besitz als etwas Unbegrenztes erscheinen.

Er bezahlte ohne Besinnen mit seinem Gold. Als ihm der Händler darauf ein paar schmutzige Papierscheine zurückgab, hielt er diese für einen freiwilligen Abzug zu seinen Gunsten, denn an das hohe Ugio des Goldes dachte er gar nicht. Uebermals sagte er zu sich selber: Wie gut sind doch die Menschen hier, — und sehr zufrieden mit seinem Kaufe ging er von dannen.

Wie die blinkende Kette zu dem verhärmtten Gesicht und dem nonnenhaften Anzug der Mutter passen sollte, fragte er sich nicht, denn trotz seiner zweiundzwanzig Jahre war für ihn die Mutter noch immer die schönste aller Frauen.

Unter dem Uhrturm lehnend, versank er jetzt in den Anblick der goldenen Kasse auf dem Portal von San Marco. Sie schlürften eben mit geöffneten Müstern und Mäulern das letzte Gold des Himmels; sie glichen dem Gespann des Sonnengottes; von ihren Mähnen sprühten Funken, daß der Anblick kaum zu ertragen war. Ein Freiheits- und Lebenstaumel überkam ihn, er fühlte sich emporgerissen, als sollte er mit den bäumenden Kassen hinaus in die blauen Lüfte brausen.

Da sagte eine Stimme neben ihm: Bellissimo!

Zwei halbverschleierte Damen waren, aus der Merceria kommend, an ihm vorübergestreift, eine von ihnen, nicht mehr jung, aber auffallend schön, hatte diese Worte gesprochen, und jetzt wandte sich auch die Begleiterin zurück, um ihn anzusehen.

È un artista, hörte er sie sagen.

Walther stand wieder auf der Erde, aber der Fall war so sanft, daß er lächelte. Ja, ein Künstler, er fühlte es in seiner Seele, und was noch nicht war, das mußte werden!

Er bog in die Straße ein, aus der die Damen gekommen waren, und atmete noch eine Zeitlang den Wohlgeruch, den sie zurückließen. In der Merceria, die voll Menschen war, flammten schon ein-

zelne Laternen auf, und aus den erhellten Schauläden glänzte es von Mosaiken und feinen, gemalten Glaswaren. Zuletzt erstieg er eine breite, von Menschen wimmelnde Brücke, zu der Treppen von mehreren Seiten emporführten, und oben angekommen, blieb er von Staunen überwältigt am Geländer stehen. Er war in eine verzauberte Welt geraten. Hier schloß den Kanal eine Doppelreihe von hohen Palästen ein, die sich mit zahllosen ephneuumsponnenen Terrassen, mit Balustraden und massigen Fensterkonsolen breit und dunkel über das Wasser legten. Dämmerung lagerte auf dem Kanal, in der die Einzelheiten eben noch kenntlich waren. Eine schmale steinerne Brücke schwang sich in kurzer Entfernung von der seinigen schattenhaft hinüber. Drüben aber am andern Ufer, wo schon die Laternen brannten, gähnte ihn zur Seite eine dunkle Öffnung an. Sie führte in einen überdeckten, hart am Wasser laufenden Bogengang, den Sottoportico delle acque. Ein reizender Erker mit tausend Schnörkeln und Zieraten stand am Eingang und war hell von den Laternen beschienen; um so seltsamer und unterirdischer stach das Innere des Portikus, der tiefer als die Straße lag, von der erleuchteten Merceria ab.

Den Jüngling zog es magisch in jene Richtung. Er stieg die wenigen seitlichen Stufen, die nach dem Eingang führten, hinunter und durchschritt den Bogengang, der aus dem Innern eines dort liegenden Bazars etwas Licht erhielt, bis er hinter niedrigem Eisengitter eine Wassertreppe fand. Dort lag eine gedeckte Gondel einladend im Wasser.

Walther winkte dem Gondolier und wollte eben, von ihm gestützt, die Gondel besteigen, als der Portikus sich mit Wohlgeruch erfüllte und ein halberwachsenes Mädchen mit einem Blumenkorb am Arme rasch vorüberging.

Er erkannte die zierliche Person, die ihn auf der Piazza angesprochen hatte. Ihr blaßes Gesicht mit den dunklen Augen blickte so anmutig aus dem schwarzen Kopftuch hervor, daß er sich nicht enthalten konnte, zu fragen: Wohin mit den schönen Blumen, Kleine?

Nach Hause, erwiderte sie, indem sie sein Gesicht und den bescheidenen Anzug mit raschen Blicken musterte.

Warum hast du deine Blumen nicht verkauft?

Weil sie niemand wollte, kam es halb trozig zurück.

Wärest du zu mir gekommen, ich hätte dir abgekauft.

Die Kleine kam geschmeidig wie eine Eidechse heran und hielt ihm unter einer Flut von schmeichelnden und bittenden Reden, die er nicht verstand, ihren Korb empor.

Suche mir selbst ein paar Rosen aus, sagte er, die schönsten, die du hast, dann sollst du auch heut' abend noch etwas Gutes erleben. Sie wühlte in dem Korb und brachte eine Handvoll zarter gelber Teerosen und eine purpurne Centifolie an langem Stiel heraus, die einen wunderbaren Duft verbreitete. Er nahm sie aus ihrer Hand und reichte ihr aus seinem Beutelchen, das schon eine starke Abnahme zeigte, ein großes Goldstück.

Die Kleine stand verblüfft und hielt das Gold zweifelnd in der Hand. Erst als er schon in die Gondel gestiegen war, sprang sie ihm nach, die Wassertreppe hinunter und streckte ihm den ganzen Korb entgegen.

Aber die Gondel schwamm schon der breiten Brücke zu. Da wandte sich das Mädchen, lief im Flug unter dem Portikus zurück, die Stufen hinauf und erreichte das Geländer, als eben die Gondel unter dem Brückenjoch zum Vorschein kam. Sie reckte ihren kleinen Körper, so weit sie konnte, und schüttete ihren Korb auf den Vorüberfahrenden aus. Ein Blumenregen ergoß sich über das schwarze Fahrzeug, weiße und gelbe Narzissen, Rosen, Nelken in allen Farben, breite Farnwedel und große Rispen blühenden Flieders, die einen langsamer, die andern schneller fallend, bedeckten das Gondeldach und erfüllten die Luft mit Wohlgerüchen.

Walther, der sich bei dem unerwarteten Schnellfeuer erhoben hatte, las die Blumen zusammen, dankte, winkte mit dem Strauß, während der Gondolier langsamer ruderte und ihm von oben neue

Blumengrüße um das Gesicht flogen, denn der Korb hatte seinen Inhalt nicht auf einmal hergegeben, und was noch im Geflechte festhing, wurde von dem Mädchen einzeln nachgesandt. Viele, die ihr Ziel verfehlt hatten, kamen in der Kielwelle langsam hinterher geschwommen. Das Mädchen lehnte noch immer unter einem Auflauf von Neugierigen am Geländer, während die Gondel davonglitt und bald von dem nächsten Brückenbogen verschlungen wurde.

Walthër hatte sich wieder gesetzt, mit einem Berg von Blumen neben sich, und ließ das Märchen seinen Fortgang nehmen. Eine Zeitlang begleitete ihn das schwindende Tageslicht. Doch die Häuser, die eine Strecke weit vom Wasser etwas zurückgetreten waren, um rechts und links einen schmalen Gehsteig freizulassen, schlossen sich bald aufs neue zusammen und deckten den Kanal mit Dunkelheit. Ihre vielen blumengeschmückten Balkone waren nur noch tiefschwarze Flecken. Weit herabkletternde Ephenranken schienen mit gespenstischen Armen nach der Gondel zu langen, die schattenhaft vorüberstrich, von Fledermäusen mit geräuschlosem Flügelschlag begleitet. Sie glich mit dem rhythmischen Tauchen der Ruder einem geheimnisvollen, atmenden Wesen, einer von kleinen schwarzen Gespenstern umflatterten Geisterkönigin. Es war schaurig, als schwämme man auf einem Totenfluß an düsteren Unterweltspalästen vorüber, und wenn sich das leise glucksende Wasser an der Bootswand brach, so klang es wie ein Seufzer aus noch tieferer Tiefe. Der Mond, dessen Sichel meist durch die hohen Dächer verdeckt war, gab eine ungewisse Helle, und nichts erinnerte mehr an das Leben der Oberwelt als ein einzelner, lichtschwacher Stern, der gerade über der Wasserstraße stand. Aber bei der Riva del Carbon wurden sie von hellem Lichterglanz empfangen. Dort gehörte man der Menschenwelt wieder an, und das bewegte Wasser des Canal grande ließ den Zusammenhang mit der lebendigen Meerflut spüren. Jetzt erst erinnerte sich Walthër wieder, daß die Mutter zu Hause wartete, und er be-

fahl dem Gondolier, nach links zu wenden. Doch auf der Heimfahrt überkam ihn die Versuchung, noch rasch einen Blick auf sein einstiges elterliches Haus am Rio San Polo zu werfen. Man fuhr in die halbdunkle Wasserstraße ein, in der schon viele Fenster erleuchtet waren und schmale Lichtstreifen über das Wasser warfen.

Walther blickte sich suchend um, er wußte nicht mehr genau, welches Haus das seinige war. Das zur Rechten mit dem breiten Balkon im ersten Stockwerk sah ihn wie mit einem verhaltenen Lächeln an. Waren das nicht die Marmorstufen, die er oft mit seinen Kinderfüßen erstiegen hatte? Er ließ sich näher heranrudern, um die Farbe der Pfähle zu erkennen.

Da ging die Haustür auf, und eine schöne, klare Stimme rief: Kommst du endlich?

Ein Strom von Licht fiel aus dem offenen Eingang in die Gondel, und auf der Treppe mitten in dem Glanze stand eine entzückende Gestalt.

Ein Mädchen in hellem Kleid mit unbedecktem Kopf, den lichtenes Haar wie eine Glorie umgab, war mit dem Hut in der Hand herausgesprungen und bog sich dem Heranfahrenden entgegen.

Der Gondolier, der an eine Verabredung glaubte, hielt schon das Fahrzeug an der Treppe fest. Wie im Traum, wo das Wunderbarste sich von selbst versteht, erhob sich Walther und stieg, von dem Gondolier gestützt, aus der Gondel.

Das Mädchen war zurückgewichen, als sie ein fremdes Gesicht erblickte, aber nur einen Schritt. Da er neben ihr stehen blieb, stand sie gleichfalls unbeweglich, und die beiden schönen jungen Menschen sahen sich eine Zeitlang schweigend an.

Er dachte nichts als: Das ist sie! — als ob er sie längst gesucht hätte, als ob er sicher gewesen wäre, sie hier in diesem Haus, auf dieser Treppe zu finden.

Sie fragte endlich: Wen suchen Sie?

Ich hörte Sie rufen und kam, war Walthers einfache Antwort.

Ich glaubte, es sei Memo, der mich nach Hause bringen soll, erklärte sie unschuldig.

So denken Sie, ich sei Memo, antwortete er mit seinem sonnigsten Lächeln, und lassen Sie sich von mir nach Hause bringen.

Sie sah ihn verwundert, doch ohne eine Spur von Mißtrauen an und schwieg zu seinem Vorschlag.

Aber ich kenne Sie ja gar nicht, antwortete sie zögernd, als er ihn wiederholte.

Nein? — Und mir ist, als hätten wir uns längst gekannt. — Ich bin in diesem Hause geboren, setzte er zuversichtlich hinzu.

Ein Schweigen, dann kam die Frage: Sie wollten also jemand hier besuchen?

Nein, ich wollte nur das Haus wiedersehen, denn ich komme von einer langen Reise. — Ist Ihre Wohnung weit weg?

Oh, ganz nah. Schrägüber von der Salute.

So kommen Sie doch, sagte er dringend.

Sie machte noch Einwände. Wenn Memo unterdessen käme?

Er kommt nicht mehr, er hat es vergessen.

Mit wem sprichst du denn, Gemma? Wer steht da unten? rief jetzt eine tiefere Frauenstimme vom Balkon herunter.

Amici! rief das Mädchen zurück, gedankenlos die übliche Formel brauchend.

Also wenn Sie mich für einen Freund erkennen, warum wollen Sie nicht mit mir fahren? fragte Walther.

Wer sagt denn, daß ich nicht mitfahren will? rief sie und sprang jetzt ohne weiteres in die Gondel. Sie setzte sich auf der Mittelbank zurecht und sah mit Verwunderung Walthers mühseligem Einsteigen zu, das ihm selber glücklicherweise gar nicht zum Bewußtsein kam. Die vorsichtige Art, wie er seinen Körper bewegte, machte den Eindruck, als ob er etwas sehr Kostbares und sehr Zerbrechliches unter dem Mantel trüge.

Nun schien sie eine plötzliche Beklommenheit vor dem schönen jungen Menschenbilde zu befallen, das wie aus einer andern



Welt herabgestiegen war. Sie setzte umständlich ihren bändergeschmückten Hut auf und nannte dem Gondolier den Namen ihrer Wohnung, während Walther sich entfernt von ihr auf einer Seitenbank niederließ.

Die schönen Rosen! sagte sie befangen und neigte sich auf den Berg von Blumen neben ihrem Sitz nieder. Darf ich mir eine davon nehmen?

Sie gehören ja alle Ihnen, antwortete Walther, als ob es ganz selbstverständlich wäre, daß alles, worauf ihr Auge fiel, ihr eigen sei. Sie waren zuerst für meine Mutter bestimmt, aber sie gönnt sie Ihnen gern.

Das Mädchen lachte.

Sie kennt mich ja nicht; wie könnte sie mir etwas gönnen wollen?

Ich meinte, was mir Freude macht, das macht auch ihr Freude; also dürfen Sie nicht zweifeln, daß sie die Blumen gern in Ihren Händen sehen würde.

Es muß schön sein, eine solche Mutter zu haben, antwortete sie ernsthaft und beinahe ungläubig.

Haben Sie keine Mutter mehr?

Ich? O freilich, eine junge Mutter, eine schöne Mutter. Sie sieht aus, als ob sie meine Schwester wäre. Aber sie hat keine Zeit für mich, setzte sie nachdenklich hinzu.

Walther wurde gleichfalls nachdenklich; daß es auch solche Mütter gebe, hatte er noch nicht gewußt.

Das Mädchen hatte unterdessen die ganze Blumenmasse auf den Schoß gelegt und wühlte mit innigem Entzücken darin umher, indem sie bald eine einzelne Blume gegen ihr Näschen hob, bald ihren Kopf in der ganzen Fülle vergrub.

Dann begann sie wieder zu plaudern in dem weichen Dialekt, der den Venetianerinnen wie orientalisches Zuckerwerk im Munde zerfließt: Sie sind sehr gütig gegen mich, aber ich will nicht unbescheiden sein. Ich werde Ihnen die Blumen binden. Einen

Strauß für Ihre Mutter, einen für mich, und ich will ehrlich teilen.

Damit fing sie an, gewissenhaft die Blumen zu sondern und sie in zwei gleichen Theilen zu ihrer Rechten und Linken aufzuhäufen. Walther, der unverwandt auf ihre Finger sah, wünschte, daß dieses Geschäft nie ein Ende nehme. Endlich hatte sie zwei große lockere, völlig gleiche Sträuße zusammengestellt, zwischen denen die Farnkräuter nickten. Um sie zu binden, löste sie das blaßgrüne Band aus ihren hängenden Flechten und ließ es von Walther in zwei Hälften zerschneiden, mit denen sie die beiden Sträuße sorgfältig umwand. Nur die dunkle, hochgestielte Zentifolie war übriggeblieben.

Von dieser Art ist nur eine da, die können wir nicht teilen, darum soll sie Ihnen gehören, sagte sie, ihm die Rose reichend.

Walther glühte vor Freude. Er wollte die Rose durch das Knopfloch seines Rockes schieben, aber er kam nicht zurecht; der lange Stiel und die Dornen waren ihm hinderlich. Da nahm sie ihm das Mädchen ohne Umstände weg, kürzte den Stiel, streifte die Dornen ab und steckte ihm die Blume an die Brust.

Was ist Ihnen? fragte sie erschrocken, denn er war bei ihrer Berührung zusammengezuckt, als sei ihm ein Dorn von ihrer Rose bis ins Herz gefahren, und sie konnte ihn trotz der schwachen Beleuchtung erbleichen sehen.

Was ist Ihnen? fragte sie noch einmal ängstlich. Fühlen Sie sich unwohl?

Er schüttelte mit glücklichem Lächeln den Kopf, denn er erinnerte sich nicht mehr, daß er jemals krank gewesen, daß man ihn vor jedem rauhen Lüftchen, vor jeder Erregung, selbst vor der Freude behütete.

Sie fuhren unter den Lichtern des Canal grande hin, einen Strom von Wohlgerüchen aus ihrer Blumengondel hinter sich lassend; es war, als schwämme mit dem schönen jungen Menschenpaar der Frühling selbst über die dunklen Fluten. Das Mondlicht, das

zu den Fenstern des Gondeldachs hereinsah, und der matte Laternenschein im Innern ließen eines die Züge des andern deutlich erkennen, und sie sahen sich abwechselnd lange an, wobei immer das eine die Augen abwandte, um dem andern zum Beschauen Zeit zu lassen.

Dort drüben ist schon mein Haus, rief sie plötzlich. Oh, wie schnell das gegangen ist!

Er saß bestürzt mit dem Ausdruck der Bekümmerniß und einer schüchternen Bitte im Gesicht, während jeder Ruderschlag sie dem Ziele näherbrachte. Aber er sagte nichts als: Morgen wird es mir sein, als ob ich geträumt hätte.

Sie sah ihn erwartend an, da faßte er sich ein Herz und fragte: Würde man Sie denn sehr vermissen, wenn Sie etwas später kämen?

Wer soll mich vermissen! Die Mutter ist nicht zu Hause. Niemand erwartet mich mehr. Sie glauben, ich sei bei meiner Freundin geblieben.

O dann — begann er und wagte seine Bitte nur durch einen Blick zu vollenden.

Wenn es Ihnen nicht zu viel ist, wenn Sie die Zeit haben, antwortete sie mutiger als er, so würde ich gern noch ein wenig weiter fahren. Nur um die Spitze der Salute herum. Der Abend ist so schön, und — sollten Sie es glauben? — ich bin noch nie auf der Lagune gefahren.

Nur einen Augenblick schoß ihm der Gedanke an die ängstlich wartende Mutter durch die Seele, aber ehe er ihn recht gefaßt hatte, war er im Taumel des Entzückens untergegangen. Sein ganzes Gesicht strahlte; er winkte dem Gondolier, und beide setzten sich wieder auf ihren Bänken zurecht, wie im neugesicherten Besitz eines großen Glücks.

Das Boot fuhr mit kräftigem Schwung an Gemmas Hause vorüber. Im zweiten Stockwerk sah man ein einziges Fenster erleuchtet; dort hinauf deutete das Mädchen und sagte: Hier wohnt

mein Vater. Er ist alt und kränklich und geht früh zur Ruhe; um diese Zeit fragt er nicht mehr nach mir.

Und Ihre Mutter nimmt Sie nicht mit, wenn sie ausgeht?

Wie sollte sie denn? lachte das Kind. Ich bin ja noch viel zu jung, im Mai werde ich erst fünfzehn.

Merkwürdig, auch ich bin im Mai geboren, rief Walther.

Nach Feststellung dieser Tatsache war es ihm, als sei er ihr um ein Beträchtliches nähergerückt, und er wagte die Frage, womit sie sich denn den ganzen Tag beschäftige.

Ei, antwortete sie mit naivem Erstaunen, ich spiele Karten mit Papa, ich füttere den Morino — das ist unser Hund — und besuche meine Freundin. — Sie ist viel älter als ich und schon verheiratet, setzte sie mit Wichtigkeit hinzu.

Er sah sie bewunderungsvoll an und dachte, daß sie etwas unendlich Stolz und Vornehmes sein müsse, die Tochter eines alten, kranken, abgesetzten Dogen. Was sie ihm sonst von ihrem Leben erzählte, hörte er nur, soweit es sich mit dieser Vorstellung vertrug. Einzig von jenem Memo hätte er gern gewußt, wer er war, doch scheute er sich zu fragen.

Aber als ob sie seinen Wunsch erriete, fuhr sie in ihrem Geplauder fort: Und dann ist noch der Memo da. Er ist mein Bruder aus des Vaters erster Ehe und er tut mir alles zuliebe. Er bringt mich jeden Tag zu meiner Freundin. — Aber das dürste er doch nicht wissen, daß ich mit einem fremden Herrn auf der Lagune spazieren fahre.

Ich bin kein fremder Herr, antwortete Walther, und da er fühlte, daß dieser Ausspruch einer Begründung bedurfte, fügte er hinzu: Ich bin in dem Hause geboren, wo Ihre Freundin wohnt.

Daß dies ein Band zwischen ihnen sei, ließ sie gelten, und nun wollte sie auch seinen Namen wissen, auf den er sich erst besinnen mußte, so gänzlich war er aus Raum und Zeit entrückt. Sie sprach ihn richtig nach und sagte dann: Ich heiße Gemma. Sie haben es schon gehört. — Es gibt auch einen Stern, der Gemma heißt;

kennen Sie ihn? Ein Freund meiner Mutter hat ihn mir gezeigt.

Sie deutete mit der Hand nach dem Himmelsgewölbe, aber in ganz unbestimmter Richtung.

Walther suchte mit den Augen am Firmament, an dem Tausende und Tausende von Sternen funkelten. Sie strahlten jetzt heller, und das ganze Gewölbe schien höher hinaufgerückt, weil der Mond schon untergegangen war. Walther kannte die meisten unter ihnen, aber Gemmas Stern konnte er zu seiner Bekümmernis nicht entdecken.

Doch sie dachte schon nicht mehr an ihre Frage, denn ihre Aufmerksamkeit ward anderswohin gezogen.

Sie tat plötzlich einen lauten Freudenschrei: mehrere Sternschnuppen waren rasch nacheinander gefallen, und da gleich darauf ein paar zerstreute Lichter über dem Wasser aufblitzten und ruhig stehenblieben, sah es aus, als ob die gefallenen Sterne im Meere weiter glänzten.

Sie hatten die Spitze der Salute umschifft, und vor ihnen breitete sich die Lagune mit ihren erleuchteten Inseln ins Unendliche aus. Auch Gemmas Gezwitscher verstummte allmählich unter dem Banne der Wundernacht. Die beiden jungen Menschenkinder saßen jetzt nebeneinander, ihre Kleider streiften sich und ihre auf die Bank gestützten Hände näherten sich einander von selbst, doch ohne sich zu berühren.

Gemma! — Gemma! — Gemma! wiederholte Walther leise mit unaussprechlicher Andacht.

Wie lange sie fuhren, wußte niemand als der Gondolier, der am Ende wieder in breitem Bogen der Stadt zuwendete. Und nun erschien ein neues, noch magischeres Schauspiel vor ihren Augen. Das Ufer war hell erleuchtet, und sein Glanz strahlte aus dem Wasser zurück, wie ein umgekehrtes Firmament. Dahinter flammten die ferneren Lichter der Piazza und ließen dort noch größere und geheimnisvollere Wunder ahnen. Der lange Bogen der Riva mit endlosen Lichterreihen glich dem feurigen Doppelschweif eines

Kometen. Der Lichterglanz war zauberhaft, und ein leichtes Wellenspiel verwandelte seinen Widerschein im Wasser zu zahllosen Flammenspießen, die auf- und niederzuckend eine unnahbare, beleuchtete Feenstadt umgürteten. Näher und näher kam das zauberische Bild, der Gondolier ruderte immer rascher, man konnte schon den Säulengang des Dogenpalastes erkennen und zwischen den feststehenden Lichtern kleine bewegliche Lichtlein: die Laternen der Gondeln, die an der beleuchteten Riva hinhuschten.

Die Fahrt ging zu Ende, sie bogen in den Canal grande ein. Walther sah jetzt dem Ziel ohne Bangigkeit entgegen, beide lächelten einander zuversichtlich und glücklich an, als ob sie von je zusammen gehört hätten.

Plötzlich fiel ihm das Geschmeide ein, das er gekauft hatte, ohne seine Bestimmung zu ahnen. Er zog es aus der Tasche, entfernte geräuschlos die Umhüllung und wickelte es heimlich und schnell um den Blumenstrauß, der neben ihm auf der Bank lag.

Dann reichte er ihr den frisch gebliebenen Strauß und bat sie um den ihrigen, den sie noch immer im Arme hielt und so oft mit warmen Fingern gestreichelt hatte, daß die Blumentöpfchen ganz matt herunterhingen.

Sie ließ sich den Tausch gefallen, nachdem er ihr versichert hatte, die Blumen würden sich in seinen Händen erholen und am andern Morgen frisch und strack im Glase stehen. Er mußte ihr das Geheimnis dieser Auferweckung mittheilen, und sie versprach mit den ihrigen das gleiche zu tun.

Walther lachte mit seinem stillen inneren Lachen, denn er sah sie schon in ihrem Zimmer stehen, wie sie den Strauß aufband und wie die goldenen Kettchen zu ihren Füßen niederklirrten. Diese Vorstellung machte ihn so glücklich, daß er jetzt sogar Eile hatte, sich von ihr zu trennen, um nur nicht vorzeitig entdeckt zu werden. Doch das Geschmeide lag sicher unter dem Seidenband, und Gemma hielt den Strauß ahnungslos im Arm. Mit wenigen Ruderschlägen war das Haus vollends erreicht.

Noch ein fester Händedruck, ein gestammelter gegenseitiger Dank und ein wiederholtes Auf Wiedersehn! — dann entsprang sie aus der Gondel, und im nächsten Augenblick war sie in der offenen Haustür verschwunden.

Selig träumend fuhr er allein zurück, dem Lichterglanz der Piazzetta entgegen. Aber er schloß die Augen, er konnte nichts weiter genießen. Seine Pulse bebten, die Glücksfülle in seinem Busen war kaum mehr zu bewältigen. Er dachte darüber nach, wie viele Fäden, von Anbeginn gesponnen, an diesem einen Punkte hatten zusammentreffen müssen, um die heutige Begegnung zu ermöglichen, und er sagte fort und fort zu sich selber: Es ist ein Wunder; das war das Glück. — — —

Auch der Gondolier lernte jenes Tags an Wunder glauben, denn ihm erschien das Glück ebenfalls, wenn schon in anderer Gestalt. Noch Jahre danach erzählte er von der Spazierfahrt des schönen fremden jungen Rabob, der so unscheinbar gekleidet war und doch das Gold mit vollen Händen um sich streute wie ein König.

Die Mutter erschrak, als sie nach langen, bangen Stunden des Harrens in Walthers Augen blickte, die wie Diamanten glänzten, denn diesen Glanz hatte sie sonst nur in seinen Fiebernächten an ihm gesehen. Aber sie machte ihm keine Vorwürfe über sein langes Ausbleiben und mochte ihn auch nicht mit Fragen bedrängen.

Vor dem Schlafengehen fing er von selbst zu reden an. Er fiel ihr um den Hals und dankte ihr wieder und wieder, daß sie ihn herbegleitet hatte.

Wie gut, daß wir gleich gereist sind! Wie gut, daß du nachgabst, als ich sagte: morgen! Jetzt weiß ich erst, warum so viel daran lag, daß wir gestern schon in Bozen waren, daß ich gerade heute, diesen zwanzigsten März, Schlag acht Uhr vor unsrer alten Wohnung war.

Warum lag denn so viel daran? fragte sie erstaunt. Hattest du eine Begegnung dort?

Er drückte lächelnd die Augen ein und antwortete nicht.

Darf ich nicht wissen, mit wem?

Er schwieg aufs neue; nach einer Weile sagte er: Mit dem Glück.

Woran erkanntest du, daß es das Glück war?

Ich sah es ihm an.

Und wie hieß es denn?

Das wollte er nicht sagen, aber er faßte die Mutter zärtlich in die Arme. Sei nicht böse; sieh, diese Blumen hat es für dich gebunden. Gib mir ein Glas, damit ich sie gleich ins Wasser stellen kann.

Er wickelte das Seidenband von dem Strauß und strich es mit liebevollen Fingern glatt. Dann beschnitt er sorglich jeden einzelnen Stengel und besprengte die müden Kelche mit Wasser, das er in den Mund nahm und geschickt mit hohlen Backen auf sie ausblies.

Warst du denn nicht mit Gerlach? fragte sie unruhig.

Er sah sie listig von der Seite an und antwortete nicht, sondern bemühte sich eifrig um die Blumen, wobei er mehrmals leise aufachte, denn er dachte sich jetzt Gemma mit dem Geschmeide in der Hand bei ihrem Blumenstrauß stehend.

Der roten Rose widmete er eine besondere Sorgfalt und stellte sie in ein eigenes Glas neben sein Bett. — Denn diese eine ist mein, sagte er mit Stolz zu der Mutter.

Daniela hatte schon in seinen klaren Zügen gelesen, daß nichts Unreines an ihm vorübergestreift war. Dennoch suchte sie ihn mit unbewusster Eifersucht auf andere Gedanken zu bringen.

Sieh, was unterdessen für dich gekommen ist, sagte sie, ihn in die Ecke des Zimmers führend. Die Staffelei, die Leinwand, schon aufgespannt, und ein ganzes Kistchen voll Farbentuben.

Walther ging umher und fuhr mit der Hand über die Gegenstände, die der freundliche Onkel geschickt hatte, wie ein Kind, das sein Spielzeug liebkost. Aber er betrachtete nichts genauer, vor seinem Geiste stand nur sie. Er sah sie wieder auf die Wasser-



treppe treten und hörte sie: Kommst du endlich? rufen, und wieder und wieder sagte er zu sich selber: Es geschehen Wunder. Das war das Glück.

Sonst war ihm die Mutter des Abends beim Entkleiden behilflich, weil ihm das Rücken wehe tat, aber heute ließ er es nicht zu. Er wollte an diesem glücklichen Tage nicht an sein Siechtum erinnert sein.

Als er zu Bette lag, wickelte sie ihn nach ihrer Gewohnheit fest in die Decken ein, stellte den Schirm vor das Nachtlicht und setzte sich neben sein Bett, aber sie redeten nicht mehr zusammen.

Nur einmal richtete er noch den Kopf in die Höhe und sagte mit triumphierendem Tone: Weißt du, Mütterchen, ich werde doch noch ein Maler.

Dann entschlief er. Sie saß noch lange und horchte auf seine leisen Atemzüge, bevor auch sie zur Ruhe ging.

---

Doktor Treu war der erste, der am nächsten Morgen im Gasthof erschien, um zu fragen, wie die beiden Reisenden geruht hätten. Man sagte ihm, daß Sohn und Mutter noch schliefen.

Als er zwei Stunden später wiederkam, fand er Daniela auf ihrem Zimmer mit einem Strauß köstlich duftender Blumen auf dem Tisch, die sich in der Nacht völlig aufgerichtet hatten.

Wir haben beide herrlich geschlafen, Waltherr und ich, antwortete sie auf sein Befragen.

Und wie fühlt er sich jetzt?

Ich habe noch nicht mit ihm gesprochen. Um acht Uhr war ich in seinem Zimmer, da lächelte er mich so selig an, ohne die Augen zu öffnen, daß ich ihn nicht in seinen Gedanken stören mochte.

Sie plauderten eine Zeitlang, dann wünschte der Arzt seinen Patienten zu sehen. Sie erhob sich sogleich und huschte ins Nebenzimmer. Der Arzt hörte sie leise den Namen ihres Sohnes nennen.

Ich weiß nicht, ob er schläft oder sich verstellt, flüsterte sie dann an der halboffenen Türe. Er hält die Augen geschlossen und lächelt immerzu.

Waltherr! rief sie noch einmal lauter, aber keine Antwort kam.

Jetzt trat auch Doktor Treu ins Zimmer und näherte sich dem Bett.

Der goldene Morgen drang durch die geschlossenen Läden und verbreitete einen milden Schein, noch ohne das in Dämmerung schlummernde Zimmer der Wirklichkeit zurückzugeben.

Treu beugte sich tiefer über den Schlafenden, indem er leise bat, die Läden zu öffnen, und legte ihm die Hand aufs Herz. So stand er eine Zeitlang laut und regungslos, während die Sonne unwiderstehlich das Gemach durchflutete und alle die im Schatten des Nichtseins begrabenen Gegenstände, die Bilder an der Wand, das Teppichmuster, die rote Rose im Glas und die seidene Börse, die daneben lag, ins Leben erweckte.

Erst als die Mutter herankam und ängstlich fragte: Was ist ihm? trat er schweigend zurück und ließ ihr den Platz frei.

Marmorblässe lag über dem Gesicht des Schlafers wie ein dichter weißer Schleier, den keine Hand mehr heben kann. Sie faßte nach seiner auf der Decke ruhenden Rechten und fuhr zurück, denn sie fühlte eine Hand, die schon seit Stunden erkaltet war.

Drei Tage später fuhren ihn die Freunde in einer ganz mit Blumen zugeschütteten Gondel nach jener stillen, von Möwen umflogenen Insel, nach der die letzte Reise aller Venetianer geht.

Seine Prophezeiung war erfüllt: er hatte auf venetianischem Boden die Genesung gefunden.

Als sie unter dem Sonnenhimmel seinen Sarg noch einmal öffneten, schien sein Lächeln noch strahlender geworden zu sein. Die rote Zentifolie, die noch immer nicht welken wollte, hielt er in den gefalteten Händen, und unter seinen breiten Lidern lag ein ganz eigener Ausdruck von freudiger List, als wollte er sagen: Wenn ihr wüßtet, was ich weiß —.

Auch der Vater war zur Beerdigung aus Deutschland eingetroffen. Ihn hatte die Nachricht nicht unvorbereitet gefunden, nur daß er sie nicht so früh erwartete. Aber er wunderte sich, seine Frau so ruhig zu sehen. Daniela weinte nicht, sie schien nicht einmal zu trauern, es war, als gönnte sie ihren Liebling der südlichen Erde, nach der er so glühend begehrt hatte.

Sobald sie Walther in sein Marmorgrab gebettet hatten, kehrten die Eltern zu ihren Pflichten nach Deutschland zurück.

Der Konsul blieb wieder allein, um in der großen, stillen Wohnung am Canal grande sein altes Leben fortzusetzen. Er hat nie erfahren, wer es war, den er an jenem sonnigen Märztag auf San Michele zur ewigen Ruhe betten half. Nach Walthers Begräbnis hatte er sich zwei Tage lang eingeschlossen. Es war eine ganz neue Erfahrung, die er gemacht hatte, denn trotz seiner fünf- undfünfzig Jahre hatte er den Tod noch niemals so nahe gesehen.

Aber am dritten Abend erschien er wieder im Klub der ‚Unerreichbaren‘ und erzählte mit der ihm eigenen psychologischen Schattierungskunst die Gedanken und Empfindungen, die ihm dabei gekommen waren.

---

## Das bist du

Im Hofe von Montefeltro herrschte Bestürzung. Es waren nächstlicherweile verschiedene geheimnisvolle Verhaftungen vorgenommen worden, und unter den Gefangenen befand sich der Neffe des regierenden Herzogs. Man sprach von einer Palastverschwörung, an deren Spitze Herr Gastone gestanden haben sollte, und sein Geschick bekümmerte alle Herzen, denn der junge tapfere Prinz, der unter den Augen der Montefeltriner aufgewachsen war, genoß das allgemeine Zutrauen, während man es dem Oheim noch immer nicht vergessen hatte, daß er vor dreißig Jahren an der Spitze einer fremden Söldnerschar, das Schwert in der Faust, in die Herzogsburg eingezogen war.

Um das mißtrauische, grüblerische Wesen des alten Herrn zu sänftigen, hatten seine Räte ihn erst kürzlich bewogen, ein junges Weib zu freien; aber die Hoffnungen, die sich an diesen Ehebund knüpften, sollten schneller verwelken als die zur Vermählung geflochtenen Kränze.

Schon beim Hochzeitsturnier hatte das Unheil begonnen, als der neuvermählte Herzog, der vor der jungen Gattin noch einmal die Kraft seines unbefiegten Armes hatte erproben wollen, von dem eigenen Neffen in den Sand gestreckt worden war, daß man an seinem Aufkommen zweifelte.

Zwar hatte die eiserne Natur des Herzogs sich wieder aufgerafft, und die Freudenfeste mußten ihren Fortgang nehmen, aber mitten hinein fiel die Entdeckung des Komplotts, und seitdem lebte der ganze Hof in Zittern. Der Herzog war finsterner und unzugänglicher als je, die junge Herzogin lag schwer erkrankt danieder, —

aus Schreck, so hieß es, über die Gefahren, in denen der Herzog geschwebt hatte.

Ganz leise aber und nur in abgerissenen Andeutungen wurde noch etwas völlig anderes gemunkelt: daß Prinz Gastone in den Gemächern der Herzogin verhaftet worden sei und daß die schöne Fiordalisa schwerlich von ihrer Krankheit genesen werde.

Aus den verborgensten Räumen des Schlosses drangen unheimliche Gerüchte von Folter und Blururteilen an die Öffentlichkeit und erregten im Volke einen dumpfen Schrecken.

Um jene Zeit hielt sich ein Fremder in Montefeltro auf, der, wie es hieß, aus dem fernen Osten gekommen war und der bei allen öffentlichen Vorgängen als stiller Beobachter gesehen wurde. Er aß kein Fleisch, ging stets in weißen seidenen Gewändern und sollte im Besitze magischer Geheimnisse sein.

Der Fürst ließ den Fremden vor sich rufen und sagte: Ich weiß, daß man in deiner Heimat verborgene Wissenschaften und vielerlei geheime Künste kennt. Willst du dir meine Gunst erwerben, so nenne mir die schärfste und langsamste Qual, mit der ich einen Verbrecher zu Tode foltern kann.

Der Fremde sah dem Fürsten ruhig ins Gesicht und antwortete ohne Besinnen: Laß ihn die Größe seines Verbrechens erkennen und übergib ihn seinem eigenen Gewissen.

Der Fürst lachte zornig auf. Bei euch gibt es also ein Gewissen! Hierzulande weiß man nichts von einem solchen Ding. Die grauen Haare seines Oheims verspotten, das gilt dem Jüngling hier für ein Heldenstück, nicht für eine Schmach. Höre: ein Blutsverwandter hat mich in meinem Leuersten gekränkt, und ich kann nicht wieder froh werden, ehe die Beschimpfung gerächt ist. Ich habe über die größte Marter nachgedacht und keine gefunden, die meinem Zorn genügt. Darum rief ich dich, denn ihr Männer des fernen Ostens steht den Geheimnissen der Natur näher.

So wirst du auch ferner keine finden, die dir genügt, entgegnete der Fremde. Denn durch keine Marter kannst du das Verbrechen

selbst oder den, der es begangen hat, aus der Welt schaffen. Darum ist es deiner Weisheit einzig würdig, zu verzeihen.

Daß ich das Geschehene nicht ungeschehen machen kann, weiß ich. Aber warum sagst du, ich könne den Verbrecher nicht aus der Welt schaffen? Hängt sein Leben nicht am Hauch meines Mundes?

Der Fremdling schüttelte mit stillem Lächeln das Haupt.

Wie? Ich, Gianpaolo, Herzog von Montefeltro, kann meinen Todfeind, der in meiner Gewalt ist, nicht aus der Welt schaffen? Niemand kann das, o Herr, antwortete jener gelassen.

Bei Christi Blut! rief der Herzog mit heftiger Gebärde, hier vor deinen Augen will ich ihn zerschmettern, gleich wie ich jetzt diese Lampe zerschmettre, daß sie nie wieder einen Schein gibt.

Der andere sagte mit seinem ruhigen Lächeln: Die Lampe hast du wohl zerschmettert, aber nicht das Licht, denn das Licht ist überall, wo es brennt, dasselbe Licht und ist auch noch für sich im All vorhanden. Du kannst deinen Gefangenen nicht töten, denn der Gefangene, den du töten möchtest, der — bist du selbst.

Mensch, du redest Tollheit.

Ich rede Wahrheit, Fürst, die dem Uneingeweihten Tollheit scheint. Der Gefangene ist dein Neffe, dein Bruder, dein Vater, dein Weib, und er ist du selbst.

Der Herzog sah ihn eine Weile scharf an, dann verzog er höhnisch die Mundwinkel. Mein Lustigmacher ist vor ein paar Tagen gestorben. Ich habe ihm keine Träne nachgeweint, denn er fing in letzter Zeit an, langweilig zu werden. Du kannst an seine Stelle rücken, ich sehe, daß du mir eine ganz neue Art von Unterhaltung bereiten wirst. Ich bin also selbst mein Neffe Gastone und habe mich selbst beleidigt, als ich mich ins Zimmer der Herzogin schleichen wollte? Ich brauchte nur mich selbst aus dem Wege zu räumen, so wäre der Frevel gesühnt.

Nicht also, Fürst, kein Frevel wird gesühnt durch Blutvergießen; ich hab' es dir schon gesagt, du müßtest die ganze Menschheit

vernichten, denn die ganze Menschheit ist die Schuldige. Und auch dann würde, was dich kränkt, noch fortbestehen, denn, wie du vorhin richtig sagtest, das Geschehene kann niemals aufhören, geschehen zu sein.

Jetzt wurde der Fürst nachdenklich. So wunderbarlich deine Reden klingen, sagte er nach einer Pause, sie haben einen Kern von Wahrheit. Sprich weiter, erkläre deutlicher, was du sagen willst.

Erinnerst du dich des fremden Sängers, begann der Morgenländer wieder, der vor wenigen Wochen dir vor versammeltem Hofe die Taten des großen Alexander vortrug? Ich stand mit verhülltem Haupt unter dem Hofgesinde ganz unten an der Saaltür, nicht um den Sänger zu hören, sondern um dich zu sehen, denn ich wußte, du würdest mich einmal rufen lassen, und ich wollte deine Züge kennenlernen.

Der Herzog nickte.

Ich behielt dich fest im Auge, fuhr der Fremde fort. — Warum färbte sich dein Angesicht, als er die Schlacht bei Issos sang? Warum trieb dir Alexanders Großmut gegen die Familie des Darius Tränen in die Augen? Warum wurdest du bleich, als du vom Tode des Klitus hörtest? — Weil du selbst der Held dieser Gesänge bist.

Wie, ich bin Alexander der Große?

Du sagst es.

Und bin vielleicht auch der trunkene Klitus?

Du sagst es.

Ich bin der große Alexander, bin der Säufer Klitus, bin der heimtückische Prinz Gastone und bin zugleich ich selbst, Gianpaolo, Herzog von Montefeltro?

Du bist das alles, antwortete der Weise.

Und du — du bist ein Narr!

Höre mich, Fürst. Wenn du nicht die Großmut Alexanders in deinem Herzen fühltest, nicht seine Tapferkeit, wie könnte die eine dich begeistern, die andere dich rühren? Wie könntest du ein Lied

verstehen, das von seinem Zorn und seiner Reue handelt, wenn nicht beides in dir wäre? In einem Menschenleben haben so wenig Dinge Raum, und doch umfaßt ein Menschenbewußtsein das Bewußtsein aller Lebenden und aller Toten. Du verstehst die Taten, die der Fürst von Montefeltro nie getan hat, durchschauft Dinge, die er nicht erlebte. Wie könntest du das, wenn du nicht in allen wärest und alle in dir? Betrachte jegliches Lebendige um dich her, und angeichts jeglichen Lebendigen sage zu dir selber: Das bist du.

Der Fürst versank in ein langes, grübelndes Schweigen. Plötzlich sagte er auffahrend: Sprich weiter!

Der Morgenländer begann wieder: Eure Religion lehrt, daß alle Menschen Brüder seien. Das ist ein edles Wort, aber für die Menschlichkeit nicht genügend. Denn wenn euer Bruder euch erzürnt, so tötet ihr ihn, und euer heiliges Buch selber beginnt mit einem Brudermord. Ihr alle nennt euch die Abkömmlinge des Brudermörders. Wir aber lehren eine noch reinere und tiefere Lehre — wer die begriffen hat, der kann kein Böses mehr tun: alle Menschen sind ein und derselbe Mensch. Vor der höchsten Gerechtigkeit gibt es keine ungestraften Frevel: wenn du deine Hand erhebst gegen deinen Feind, so triffst du dein eigenes Angesicht, denn der Beleidiger und der Beleidigte sind einer.

Mensch, ich verstehe dich nicht. Als ich den Qualen meines Feindes zusah, da freute ich mich und spürte keinen Schmerz, wie ich doch gemußt hätte, wenn ich eins mit ihm wäre.

Wahr. Aber wir besitzen auch geheimnisvolle, schmerzbetäubende Mittel; wem wir die eingeben, dem kann man den Arm abschneiden, die Zunge durchbohren, ohne daß er es empfindet. So lagst auch du in Betäubung und fühltest nicht, was an deinem Leibe geschah, als du den Gehafteten quälen ließest; aber erwache, so wirst du alle seine Schmerzen fühlen. Dieses Betäubungsmittel, dieses Nichtbewußtsein nennt man das Ich, aber glaube nur nicht, daß dadurch der Schmerz genommen sei, er wütet weiter, und an der Pforte des Bewußtwerdens erwartet er dich.



Über diesen letzten Worten war der Fürst unruhig geworden. Das klingt wie eines Tollen Rede, sagte er, und doch — es ist etwas darin, das mich zwingt, dir zuzuhören. Mach es mich fühlen und mit Händen greifen, daß ich eins bin mit meinem Beleidiger, wenn du nicht als ein Verrückter eingesperrt werden willst.

Was du verlangst, ist schwer, aber ich werde suchen, dich zu befriedigen. Setze dich und sieh mir unverwandt in die Augen.

Der Herzog tat, wie ihm geheißen war. Sobald er die Blicke fest in die ruhig glänzenden Augen des Morgenländers gesenkt hatte, legte sich der Sturm in seiner Brust. Er fühlte eine geheimnisvolle Macht, die ihn fest und tief umspann und über sich selbst hinausrückte. Aber er wehrte sich, er wollte sich losreißen von dem Banne dieser glänzenden Augen, um sein Ich, das er wegschwimmen fühlte, festzuhalten. Doch die Augen gegenüber ließen ihn nicht mehr los, sie zückten gegen ihn heran und bohrten sich wie mit blinkenden Widerhaken in die seinigen. Ihr Glanz wurde immer mächtiger, sie vergrößerten sich und rückten näher zusammen, bis sie nicht mehr zwei waren, sondern nur noch ein einziges, eine runde, durchleuchtete Kugel von ungeheurer Größe und unerträglichem Licht wie eine strahlende Himmelskugel.

Der Herzog machte noch einen Versuch, die seinigen zu schließen, aber er vermochte es nicht, und bald konnte er auch nicht mehr wollen. Sein Ich war auf den engsten Punkt zusammengezogen. Dann verlor er auch das Körpergefühl und das Bewußtsein seiner Person. Allmählich schwächte sich die Lichtempfindung, bis sie ganz geschwunden war und eine graue Dämmerung ihn umfing, worin gar nichts zu unterscheiden war.

Aber dennoch war etwas Geistiges in ihm wach geblieben, und dieses dehnte sich über den ganzen Weltraum aus. Dann schien es ihm, daß ein Kopf sich über ihn neigte und daß eine Stimme ihm ins Ohr raunte, doch die Worte verstand er nicht.

---

Erst nach längerer Weile verdichteten sich die Elemente seines

Wesens wieder zu etwas Festem, Körperhaftem, das sich um einen Mittelpunkt sammelte. Das Ichgefühl kehrte zurück, aber es war ein von dem früheren ganz verschiedenes. Er fühlte leichte, jugendliche Glieder, und ein innig-leidenschaftlicher Wille führte ihn. Es schien ihm, als eilte er nach einem Ort, wohin heftige Sehnsucht ihn zöge. Eine Gartenmauer tauchte vor ihm auf, die er geschmeidig wie eine Kasse zu erklettern glaubte.

Dort bei den Zypressen steht sie, sagte eine Stimme neben ihm. Da sprang er hinab und schloß eine weibliche Gestalt, die sich ihm entgegenbewegte, in die Arme. Sie lag an seiner Brust, als wäre sie mit ihm zusammengewachsen, Lippen preßten sich auf Lippen, und er fühlte zwei eiskalte zitternde Hände, die sich um seinen Hals verschlangen.

Das alles geschah dem traumentrückten Herzog so wirklich und überzeugend wie nur je ein Ereignis seines eigenen Lebens. Er war sich völlig klar über das Verhältnis, in dem sein neues Ich zu diesem Mädchen stand. Auch daß sie ihn Gastone nannte, entsprach der Vorstellung, die er von sich und den Dingen hatte. Er war ja der junge tapfere Prinz, und sie seine Fiordalisa, seine ihm verlobte Braut, die er binnen weniger Wochen vor den Altar führen sollte. Nur ihre eiskalten Hände und das Zittern ihrer Glieder waren ihm befremdlich.

Was fehlt dir, was bekümmert dich? glaubte er zu fragen, während aus seinem Munde abgerissene, lallende Laute kamen.

Da schlug es wie Stimme des Gerichts an seine Ohren: Nimm Abschied auf ewig von ihr, du wirst sie niemals wieder in die Arme drücken. Ihre Brüder — der Herzog — man entreißt sie dir.

Der Schläfer stöhnte wild auf.

Wer kann es wagen? Habe ich nicht ein Schwert? Wissen sie nicht, wie ich heiße?

O stille, Prinz, stille! Einer kann es wagen, einer, der alles kann, der Herzog selbst. Dein Oheim wirbt um sie, sie ist die Braut des Herzogs.

Ein Schrei der Wut rang sich aus der Brust des Träumenden. Seine Blume, seine Fiordalisa dem Herzog, seinem Oheim, dem alten Mann! War das der Lohn für die Siege, die er ihm erfochten hatte, für die Narben, die er um seinetwillen trug?! Hatte nicht der Alte noch erst kürzlich die Verlobung des Neffen mit einer Landestochter gebilligt, weil sie den Zwecken der Politik entsprach? Und nun kam er selbst, der unersättliche Greis, der alles an sich riß, was ihm gefiel, und streckte die Hand nach seinem Kleinod aus. Durfte der Herzog so aller Ehre und Treue vergessen, wo gab es dann noch eine Sohnes- und Untertanenpflicht, die heilig war?

Diese Vorstellungen folgten sich mit Blitzesschnelle im Geiste des Träumers, und er war so völlig eins mit seinem neuen Ich, daß jener Oheim ihm als der hassenwerteste aller Menschen erschien.

Ich leide es nicht, röchelte er mit wutersticker Stimme. Fiordalisa folgt mir — ich führe sie fort — weit fort —

Umsonst, Prinz, Ihr seid von Spähern umstellt, und Fiordalisa ist die Gefangene ihrer Brüder, bis der Herzog sie heimführt.

Das soll er nicht! Eher strecke ich ihn tot zu Boden. Ich rufe mein Kriegsvolk, ich stürme die Burg — Blut soll fließen, sein Blut. Er ballte die Fäuste, und seine Zähne knirschten wild aneinander.

Ergebt Euch, Prinz, die Macht ist sein. Seht Eure Fiordalisa, die im Schmerz erstarrt, und sagt ihr Lebewohl, ihr seid einander auf ewig verloren.

Mit lautem Schluchzen streckte er die Arme nach der Geliebten aus. Da ertönte ein Pfiff durch die Dunkelheit, und aus der Ferne rief eine gedämpfte Stimme: Trennt euch!! Ihr seid belauert! Sie kommen!

Bleib, bleib, stammelte der Träumende und wollte die Geliebte festhalten, aber seine suchenden Arme griffen in die leere Luft. Fiordalisa war verschwunden, er stand in Nacht und trostloser

Einsamkeit. Schon vernahm er Tritte und Waffenklirren in seiner Nähe, und er tastete wild nach seinem Schwert. Aber die Stimme, die sein Leben regierte, raunte ihm dringend zu: Tor, du bist ja waffenlos. Fort, fort, verkrieche dich in dem Gebüsch, sie dürfen dich nicht finden, sonst ist es um euch beide geschehen.

Wer das gesehen hätte von den Kämmerern draußen im Vorzimmer, wie in diesem Augenblick der Herrscher von Montefeltro auf höchst eigenem Knien sich hinter den Fenstervorhang verkroch, der ihm als eine scharfe, seine Glieder reizende Dornenhecke erschien!

-----

Dann umspann ihn tiefe, drückende Finsternis. Er wußte wenig von sich, nur daß ihm das Beste genommen und daß sein Leben wertlos geworden war. Jene Stimme sprach noch immer auf ihn ein, er verstand nicht, was sie sagte, aber es war, als ob alles, was er dachte, von der Stimme ausginge, als ob sie ihm eingäbe, was unmittelbar darauf geschehen mußte. Und dennoch folgten sich die Ereignisse auf das natürlichste, jeder Vorgang entsprang aus einem andern wie das Röchlein aus dem Ei.

Er fand sich in der geschmückten, von Kerzen strahlenden Kirche. Dicht umgaben ihn die Reihen der Höflinge in Festgewändern, die im Mittelschiff Spalier bildeten; in den Seitenschiffen drängte sich die Menge Kopf an Kopf. Vor dem Altar stand die Braut, er sah sie neben dem Herzog niederknien und den Ring empfangen, der sie zur Herzogin machte.

Sieh, wie schnell sich ein Weib ergibt, wenn eine Krone zu gewinnen ist, flüsterte eine häßliche Stimme in ihm, und der Träumer gab einen dumpfen, grollenden Zorneslaut von sich wie ein gereizter Löwe.

Aber nun kehrte sie ein ganz entstelltes Gesicht herüber, und ihre angstvollen Augen schienen zu sagen: Vergib mir, ich konnte ja nicht anders. — Vor diesem Blicke schwand der Groll, und die heiße, unbezwingliche Liebe quoll mächtiger als je empor.

Fior—da—lisa! stöhnte der Schläfer qualvoll in abgebrochenen Lauten.

Da erbrausten gewaltige Orgeltöne, die Schar der Höflinge setzte sich in Bewegung und schwemmte ihn wie eine Welle hinter den Neuvermählten zur Kirche hinaus.

Dort wurde sie hingeführt, und er mußte es geschehen lassen! Daß er sich nicht auf den gekrönten Bräutigam werfen und ihn in Stücke reißen konnte! Die ohnmächtige Wut preßte ihm ein Brüllen aus wie einem verwundeten Raubtier. Er wand und krümmte sich in seiner Pein, er knirschte mit den Zähnen, grub sie in die geballten Fäuste, bis seinem grimmigem Schmerz allmählich die bestimmten Vorstellungen entschwanden und ihn ein grauer Ozean von Jammer, das Elend der ganzen um ihr Glück betrogenen Menschheit, umfing.

Erst als die Stimme wieder zu reden anhub, formten sich neue Bilder in seinem Geiste.

Unglücklicher, was hast du getan! Du hast deinen Herzog und Oheim verwundet. Da tragen sie ihn ohnmächtig hinaus.

Als bald sah er sich in einer festlichen Arena voll schön geschirrter Rosse und geharnischter Reiter, er erkannte die teppichbehangene Tribüne mit den geschmückten Damen, darunter sie in herzoglichem Pomp, seine bleiche abgepfückte Lilie, und sein Herz zog sich in einem neuen, noch nie gefühlten Mitleidsweh zusammen bei ihrem Anblick. Durch die Reihen der Damen ging eine erschrockene Bewegung, sie drängten sich alle nach vorn und spähten ängstlich über die Balustrade, denn unten wurde eben der neuvermählte Herr von dem bestürzten Hofgesinde wie leblos aus den Schranken hinausgetragen.

Was war geschehen? Hatte er ihn absichtlich töten wollen, war's nur die blinde Wut der Verzweiflung gewesen, daß er ihn mit diesem wuchtigen Stoß in den Sand gestreckt hatte, um ihm das Küssen und Kosen zu vertreiben? Gastone wußte es selber nicht, er war vom Roß gesprungen und starrte zu der Tribüne

hinauf, wo Fiordalisa zitternd von ihren Damen weggeführt wurde.

---

Schnell wechselte das Bild.

Es war Abend. Eine Zofe der Herzogin streifte an ihm vorüber, sie lud ihn mit den Augen nach einer Stelle im Garten und flüsterte ihm dort eine Botschaft zu. Fiordalisa wollte die Verwirrung, die des Herzogs Unfall erregt hatte, benutzen, um ihn zu sprechen; sie war allein in ihren Gemächern und erwartete ihn. Ihrem Rufe konnte er nicht widerstehen. Er wollte hören, was sie ihm zu sagen hatte, und dann weit hinwegfliehen, sie niemals wiedersehen. Oder nicht? Was wollte er denn? An sich reißen, was ihm von Rechts wegen gehören sollte, was ihm mit Gewalt entrisen worden war? Er wußte es selber nicht; schwindelnd folgte er dem Mädchen über Gänge und Treppen und hatte schon die Tapetentür erreicht, die ins Zimmer der Herzogin führte, als sich ein schwerer Arm auf den seinigen legte. Ha, da stand er schon wieder auf seinen Füßen, der schreckliche Greis, er hatte seine Ohnmacht abgeschüttelt und sah ihn aus starren, unheil-drohenden Augen an.

Im nächsten Augenblick war der Prinz von den Wachen umringt, entwaffnet und gefesselt. Dann lag er allein in einem dunklen Gefängnisloch. Doch nicht lange, so vernahm er Schritte, die schwere Eisentür ging knarrend auf, Fackelschein fiel in das Verlies, und der Herzog erschien auf der Schwelle. Zwei Knechte begleiteten ihn, scheußliche Gestalten, wie von der Natur zum Henkershandwerk geschaffen.

Bleibe fest, raunte ihm die Stimme zu. Er wird dich fragen, ob du aus eigener Kühnheit oder geladen den Weg zu Fiordalisas Zimmer gefunden hast. Sei standhaft! und rette die Herzogin.

Der Träumer straffte jeden Nerv zum Widerstand. Er murmelte mühsam unverständliche Worte. Ein dumpfes, furchtbares Ringen

ging in seinem Geiste vor sich, der nicht zu denken vermochte und sich doch bewußt war, daß er eine Antwort finden mußte, um die Geliebte zu retten. Es war ihm, als stritte er sich mit der Zofe, die als Zeugin gegen ihn vorgeführt würde, und als nannte er sie eine Lügnerin.

So schreib es dir selber zu, wenn ich schärfere Mittel anwenden muß, hörte er die Stimme seines Oheims sagen, und kaum gedacht, war schon das Entsetzliche zur Wirklichkeit geworden.

Die Knechte hatten sich auf ihn gestürzt, sie schnürten ihm die Arme fest, und vor den kalten, grausamen Augen des Herzogs wurden ihm unter unsäglicher Pein die Glieder auf der Folter auseinandergerenkt. Angstschweiß quoll von des Träumers Stirn, stöhnende, gräßlich gurgelnde Laute kamen aus seinem Hals, aber über all der Qual schwebte siegreich die große, allmächtige Liebe.

Dann verwirrte sich sein Bewußtsein, und gleich darauf fand er sich allein, der Qual entrückt, bei verlöschender Ampel, mit gebrochenen Gliedern auf einer harten Lagerstatt.

Nun ruhe, sagte die Stimme, und oben an der Decke löste sich etwas Schweres ab, das langsam auf ihn niedersank und ihn mit einem dichten Geflecht umspann. Ein Fluch gegen den Tyrannen war sein letzter Gedanke, dann entschlief er ohne Traum.

\*

Als der Herzog wieder zu sich kam, war der Rest des Tages und eine ganze Nacht verflossen, und ein neuer Tag brach soeben an. Der Mann aus dem Morgenlande war verschwunden, und er selber war wieder der Herzog von Montefeltro. Aber er war es nur durch den Dienst seiner Wachen und den Gruß seiner Hofleute. In seiner Seele war noch der Traumwille durch das wache Bewußtsein hindurch tätig und versetzte ihn in den allerwunderlichsten Zwiespalt, denn noch immer haßte er diesen Herzog Gianpaolo, der er nun wieder selber war, und zugleich peinigte ihn die unerträgliche Empfindung, sich selbst in den Gegenstand seines

Haffes verwandelt zu finden. Es tat ihm leid, nicht mehr der junge Gastone mit seiner Liebe und seinen Schmerzen zu sein, und die ganze Welt erschien ihm alt und kalt. Er wußte nicht, wohin er gehörte, noch was er wollte.

Erst nach vielen Stunden wuchs er allmählich wieder in sein altes Ich zurück, aber er konnte seine alten Leidenschaften nicht mehr empfinden, und seine Tatkraft war gänzlich aufgehoben. Das Geschehene erschien ihm in einem völlig anderen Licht, und je mehr er sich die Zustände, die er soeben durchgemacht hatte, zurückrief, desto unmöglicher wurde es ihm, auch nur noch eine Spur von Groll gegen seinen Neffen aufzubringen.

Als er mit sich ins reine gekommen war, ließ er den Morgenländer aufs neue rufen. Es ist dir gelungen, sagte er, mich auf Stunden zu dem zu machen, den ich haßte, und ich sehe jetzt, seine Schuld wiegt federleicht gegen seine Leiden. Wohlan, er werde frei, und die ganze Strafe falle auf die Verführerin.

Herr, antwortete jener, du bist gerecht und weise, aber ehe du ein Urteil sprichst, tue noch einen letzten Blick in das Herz der Dinge.

Er ließ ihn niedersitzen und versetzte ihn durch festes Anblicken und Streichen über die Stirn aufs neue in den Zauberschlaf.

Diesmal schloß sich der magische Kreis noch viel schneller um den Herzog als das erstemal, und als die Stimme wieder zu murmeln begann, fühlte er seine Glieder von einem langen faltigen Gewand umflossen und seine Brust in einen hohen Schnürleib eingezwängt. Sein Kinn deuchte ihm glatt und seine Haare in lange Flechten aufgewunden.

Es war gut, daß keiner seiner Hofleute ihn sehen konnte, wie er züchtig dasaß, bemüht, die Spitze des Fußes unter dem vermeintlichen langen Gewande zu verbergen.

Was machst du, Fiordalisa? fragte der Magier laut.

Ich sticke, antwortete der Herzog mit einer hohen und feinen Stimme, und er bewegte die Hände zierlich und vorsichtig, als



ob er mit Bedacht seidene Fäden durch einen Stickrahmen zöge.

Woran denkst du? fragte die Stimme weiter.

An Herrn Gastone, kam die leise, zögernde Antwort, und ein verklärtes Lächeln ging über die Züge des greisen Herrschers. Er fühlte sich ganz zum Weibe geworden. Ein dumpfer Zustand umgab ihn, in dem jeder Wille aufgehoben und jede Bewegung durch den Zwang der Sitte gehemmt war.

Die Zeit schien endlos unter den Strichen seiner Nadel, sie brachte keine Taten, keine Ereignisse. Nur wie ein fernes Licht schien in diese Dämmerwelt der Name des Verlobten, von dessen Ruhm ganz Montefeltro widerhallte. Um ihn drehten sich die Gedanken der Braut in einer stillen, stetigen Bewegung; das ganze Leben war nur ein Warten auf die Zukunft, die sie von ihm empfangen sollte.

Unter dem Gemurmeln der fernen Stimme erwachte in dem Schläfer allmählich das deutlichere Bewußtsein seines Ichs. Als Fiordalifa erkannte er sich im Frauengemach, von dienenden Mädchen umgeben, die ihm den Stickkorb reichten, das Garn wickelten und der Errötenden zuflüsterten, daß soeben Prinz Gastone am Haus vorüberreite. Der Träumer machte eine Bewegung, wie um ans Fenster zu eilen, aber die Stimme bannte ihn sittsam auf dem Stuhle fest. Er fuhr fort, die Fäden zu ziehen, und um jeden Stich der kunstfertigen Nadel tanzten entzückende Bilder der kommenden Seligkeit.

Jetzt aber murmelte die Stimme stärker und stärker, und das friedliche Traumleben erhob sich mit einem Male zu stürmischen Wellen. Ein Bruder erschien, der mit väterlicher Gewalt bekleidet war, und kündigte der Braut Gastones an, daß sich ein neuer Freier gefunden habe, ein größerer, der ihr eine Herzogskrone auf den Scheitel setzen, sie zur Stammutter eines regierenden Hauses machen wolle.

Du kennst ihn, Fiordalifa, diesen anderen, sagte die Stimme, die ihre Gedanken lenkte, und im Nu stand es vor ihrer Seele, wie

sie jüngst dem Herrn des Landes, den sie sonst nur aus der Ferne mit scheuer Ehrfurcht betrachtet hatte, unter der Kirchentür begegnet war. Ganz nahe war er da an ihr vorbeigefschritten, auf einen Kämmerer gestützt, mit Pagen, die ihm die Mantelschleppe trugen.

Plötzlich hatte einer der Kämmerer ihm etwas zugerant, worauf er den Kopf drehte, und unter grauen buschigen Brauen hatte ein rascher Blitz wie unter einem Wettergewölk hervorgeflammt. Und dieser Blitz hatte der Braut seines Neffen gegolten! Dann war er weitergeschritten, ruhig und majestätisch, Fiordalisa aber war jenes Tages an allen Gliedern zitternd nach Hause gekommen, und eine dunkle Furcht vor den begehrenden, tyrannischen Augen des Greises war ihr seitdem in der Seele geblieben. Jetzt wußte sie, warum sie vor diesen Augen gezittert hatte.

Was half's, sich auf das gegebene Treugelöbniß berufen? Vor dem Willen des Herrn lösten sich alle Eide, und kein Widerspruch konnte aufkommen, wo Er sich herabließ, zu werben. Über ihr Haupt hinweg wurde über sie verfügt wie über eine leblose Sache.

Gastone! Gastone! wimmerte der Träumer und streckte die Arme hoffnungslos nach dem verlorenen Glücke aus.

Er fühlte, wie die Ereignisse über ihn hingingen, ihn wie in einen dunklen Gang hinunterzogen. Er empfand denselben Trennungsschmerz wie tags zuvor, nur noch zerreißen und angstvoller, denn er fühlte sich wie gefesselt. Sein Widerstand war nur wie ein verzweifeltes Stoßen gegen dumpfe Kerkerwände.

Dann schien es ihm, als würde er mit prunkhaften Frauengewändern angetan und vor den Altar geführt, um die Hand des aufgezwungenen Bräutigams zu empfangen. Diesen aber sah er nicht, er sah nur durch einen Nebel hindurch die geliebten Augen Gastones mit stummem Vorwurf auf sich gerichtet, dann schwächte sich das Ichgefühl, und er empfand nur noch einen dumpfen Zustand unendlichen Elends.

Noch einmal rief das Gemurmel der Stimme den Schläfer zum Bewußtsein zurück. Er fand sich in einem mit Gobelins behangenen Schlafgemach, wo auf hohen bronzenen Kandelabern feierliche Wachskerzen brannten. Über teppichbelegten Stufen erhob sich der mit einer goldenen Krone geschmückte Alkoven, den schwere damastene Vorhänge verhüllten. Frauen waren beschäftigt, ihm das Brautgeschmeide aus den Haaren und vom Busen zu lösen.

Und jetzt erblickte er auch sein altes Ich, den herzoglichen Bräutigam, mit Fiordalifas Augen: durch den Korridor, zu dem die Türe offenstand, kam er herangeschritten, eine hohe, ehrfurcht- heischende Gestalt mit eisengrauem Haupt und wallendem weißem Barte, Diener mit Fackeln in den Händen schritten ihm voran. Entsetzen nahm dem Schläfer den Atem. Immer näher der Schwelle kam die Gestalt, unabwendbar wie das Verhängnis, schrecklicher als die Vernichtung. Da mit einem erstickten Schrei auf des Magiers Geheiß erwachte der Herzog.

\*

Viele Tage vergingen, während deren niemand den Herrscher in seinen Gemächern sprechen durfte. Er saß unbeweglich, die Augen starr auf einen Punkt geheftet; wenn jemand das Wort an ihn richten wollte, winkte er den Störer unwillig mit der Hand hinweg. Der Hof geriet in Unruhe und Verwirrung, die Staatsgeschäfte stockten.

Der Prinz, der schon früher aus dem Gefängnis geholt worden war, wurde nur noch lässig auf seinem Zimmer bewacht und hätte mit Leichtigkeit entfliehen können, wenn ihn nicht der stärkste Magnet gehalten hätte.

Endlich ließ der Herzog den Jnder wieder zu sich rufen und hatte eine lange Unterredung mit ihm. Alle Leidenschaften, die ihn erst wachend, dann träumend bewegt hatten, waren aus seiner Seele

geschwunden; die Personen, deren Innenleben er durchlebt hatte, verblaßten für ihn ebenso wie sein eigenes Ich.

Soll ich dir sagen, wie mir zumute ist, Sohn der Morgensonne?

Sprich, Herr!

Mir scheint, ich sehe wie durch einen Schleier die Wahrheit. Hinter diesem Schleier steht die ganze Menschheit als ein einziger Leib. Prinz Gastone, die schöne Fiordalisa sind Glieder davon wie du und ich. Wer sie verletzt, der verletzt uns beide mit und verletzt die ganze Menschheit.

Der Jnder neigte sich tief. Das ist, o Herr, die Wahrheit, die ich dir zeigen wollte, die eingeschlossen ist in dem Satze: Das bist du.

Der Herzog versank in Nachdenken. Plötzlich sagte er lebhaft: Vielleicht wenn du mich in das Seelenleben des Straßenräubers versetzt hättest, den ich neulich hängen ließ, so wäre mir auch die Sache des Straßenräubers als eine gerechte und gute Sache, seine Richter als Schurken und Mörder erschienen.

Wenigstens hättest du erfahren, welch mächtiger Zwang, welch eine Kette von inneren und äußeren Gewalten, Leidenschaften, Zufällen, unglücklichen Einflüssen der Geburt und der Verhältnisse ihn seinem Schicksal entgegentreiben.

Wieder schwieg der Herzog. Nach einer Weile begann er langsam: Wie soll ich nun ferner richten und strafen in einer Welt, wo alle recht haben? Ich habe erkennen gelernt, ich bin aus meinen Grenzen herausgetreten. Ein Wissender kann nicht mehr Herrscher sein.

Du spricht es aus, antwortete der Morgenländer mit einer neuen, noch tieferen Verbeugung. Der Knecht diene, der Krämer feilsche, der Krieger schirme das Reich, und der Fürst regiere, ein jeder hat seinen zugewiesenen Kreis, denn es ist gut, daß Ordnung auf Erden sei. Aber ein Erkennender hat nichts mit allem diesem gemein. Was für die andern hohe Tugend in ihrem Kreise ist, das

wäre für den Erkennenden Frevel und Torheit. Heute, o Herr, bist du ein Erkennender geworden. Du hast von dem Lichte, das allen scheint, aber nur von wenigen wahrgenommen wird, einen Stahl aufglänzen sehen, und du kannst nun nicht mehr in die Finsternis zurück.

Laß mich das volle Licht finden. Weihe mich in die tiefsten Geheimnisse eurer Lehre ein. Ich will nicht mehr und ich kann nicht mehr Ich sein, und ebensowenig kann ich ein anderer sein. Laß mich alles schauen, wissen, erkennen, nichts mehr fühlen, nichts mehr wollen, nichts mehr leiden, zeitlos und ichtlos sein wie du.

Herr, was du verlangst, geht über meine Macht. Das volle Licht wird nur von wenigen Vollendeten geschaut. Ich selbst stehe nur als ein armer Suchender und Einlaßbittender auf der Schwelle des Vorhofs. Aber ich habe einen Lehrer, der zu den großen Erleuchteten gehört. Er weiß zur Stunde schon von dir, wenn er gleich Tausende von Meilen entfernt ist, denn er hat in jedem Augenblick Kunde, wo ich bin und was ich tue, ja er hört alle unsere Reden. Dieser sieht in voller Helligkeit den Weg, den ich selbst nur tastend suche.

Wohlan, so führe mich zu deinem Lehrer. Meine Staaten gebe ich in Gastones Hand, er soll Herzog sein an meiner Statt und soll durch seine Liebe Fiordalisa für die geopfertete Blüte ihrer Jugend entschädigen.

So gelobe mir, keine tierische Kost mehr zu berühren, hülle deine Glieder in ein fleckenlos weißes Gewand, laß dein Volk, deine Schätze, deine Siege, deinen Namen selbst zurück und folge mir.

---

An demselben Tage noch verschwand der Herzog Gianpaolo auf immer aus seinen Staaten.

Statt seiner führte nun Herr Gastone an der Seite der schönen Frau Fiordalisa das Szepter. Der neue Herrscher schaltete schlecht

und recht, je nach Umständen und Leidenschaften, gerade so wie es vordem der alte getan hatte, und die Montefeltriner waren bei ihm nicht besser noch schlechter bestellt.

Von Gianpaolo aber und dem Brahmanen, der ihn entführte, hat man in Montefeltro niemals wieder vernommen.

---

## Prinz Rika

Maloja, Kurhaus Maloja, 8. August 1903.

Liebe Cloth! Heut abend wird es gerade eine Woche, daß wir auf dem winddurchsausten Malojapafß eingezogen sind. Mir kommt diese Woche schon wie eine kleine Ewigkeit vor, denn die Tage haben hier ungefähr doppelt soviel Stunden wie in Heidelberg. Wie das zugeht? Sie sind ausgefüllt mit dem Warten auf die Post, die täglich zweimal kommt und die mir jetzt die baldige Ankunft meines Liebsten zu melden hätte! Noch nie, solange wir verlobt sind, waren wir auf mehr als vierundzwanzig Stunden voneinander getrennt, und dieses Warten ist entnervend. Nach meiner Berechnung hätte er gestern hier sein können. Nur das Kolleg Deines Vaters über Völkerrecht müsse er noch zu Ende hören, hatte er mir bei unserer Abreise gesagt. Nun, seit vorgestern ist der Becher der juristischen Gelehrsamkeit bis zur Nagelprobe geleert, das wissen wir alle. Was munkelt er nun in seiner letzten Postkarte von Semesterluß? Was geht uns denn der amtliche Semesterluß an? Nach dem 6. August wird doch im ganzen Deutschen Reich nirgends mehr Kolleg gelesen. Also? — Solltet Ihr am Dienstag noch einen Euren Musikabend haben, so sag' ihm, bei meiner höchsten Ungnade — nein, sag' ihm nichts, ich will's ihm selber sagen.

Aber die Welt ist groß und weit, und du sitzt nun mitten drin, höre ich Dich einwenden, so suche doch unterdessen etwas Anziehendes zu erleben. Ach, liebste Cloth, eine Braut, die verliebt ist, erlebt nichts Anziehendes mehr. Und sie soll es ja auch nicht,

wehe, wenn ich dächte, daß Arnold unterdessen etwas erlebte! — Wie fremd und gleichgültig ist mir auch dieses ganze Getriebe ohne ihn, diese lackierten und vor lauter Lack unbeweglichen Menschen, die sich bei Tisch mit einer ernsten Zurückhaltung, als ob sie bei einem Trauermahl säßen, über die Vorzüge der Bachforelle vor der Makrele oder umgekehrt unterhalten. Wäre ich nicht von Dir vereidigt, nach reizvollen Erscheinungen Umschau zu halten und sie Dir wohlverpackt und gepreßt im Herbarium dieser Briefblätter zu übersenden, so würde ich an der Tafel den Kopf nicht vom Teller erheben. Und dazu bist Du noch so schwer zu befriedigen. Die zwei reizenden Burinnen, von denen ich Dir im letzten Briefe schrieb, haben Dich augenscheinlich gar nicht angezogen. Sie sind hübsch, grazios, geschmackvoll, gar nicht wie man sich Burinnen denkt, aber sie ziehen Dich nicht an, denn der anziehende Mensch ist für Dich immer ein Maskulinum. Ihr Bruder hätte Dich vielleicht angezogen, der am Spionskop gefallen ist, sie haben mir sein Bild gezeigt, ein schönes männliches Gesicht — doch was nützt Dir das, da es nun schon Staub ist? Das männliche Geschlecht hat bis jetzt nur e i n e n noch leidlich jungen Vertreter hier gestellt, einen Mr. Findley, der am obersten Ende der Tafel sitzt, sehr vornehm, auch nicht häßlich trotz einer zu rötlichen Hautfarbe, und von Beruf Kunstliebhaber. Aber von ihm soll ich Dir erst recht nicht sprechen, weil er schon einen Ring am Finger hat. Männer sind nur anziehend, solange sie unverheiratet sind. Sonst würde ich Dir erzählen, daß sie hier bereits versucht haben, ihm einen Filippo Lippi für fabelhaftes Geld anzuhängen. Ausgerechnet einen Filippo Lippi auf dem Malojapaf! Sie haben ihn aus Sankt Moritz herübergebracht, ein ganz wurmstichiges Ding, das aus einem Graubündner Schloß stammen sollte. Aber Mr. Findley warf die Leute zur Tür hinaus. Das Bild sei eine Fälschung allerneuester Herkunft, die Wurmlöcher durch Schrotkugeln hergestellt; eine sienefische Prellbude versorge alle vornehmen Kurorte mit dieser Ware. Aber leider, leider! Mr. Findley,



so findig er ist, hat keinen Anspruch auf Deine Beachtung, denn wie gesagt, er trägt schon den verhängnisvollen Ring am Finger. Zwar Du brauchtest gar nicht so weit zu suchen, denn das Gute liegt so nah, und unser liebes altes Heidelberg mit einer Studentenzahl von zwölfhundert Köpfen und einer ganz erklecklichen Anzahl jüngerer Privatdozenten böte Dir eine genügende Auswahl, aber Du hast nun einmal mehr Sinn für das Exotische, und es ist ja richtig, daß nicht alle anziehenden jungen Männer nach Heidelberg kommen und daß hinterm Berg auch noch Leute wohnen. Hoffen wir also, daß einige von ihnen den Weg auf den Maloja finden und mir so die Gelegenheit geben werden, sie Dir wenigstens aus der Entfernung vorzustellen. Vielleicht kann ich Dir schon das nächstemal besser dienen, denn seit gestern abend habe ich einen neuen Tischnachbar, einen jungen lustigen Advokaten aus Bologna, der mich durch ein vorzügliches Deutsch überraschte und der eine unerschöpfliche Suade, aber, wie er mir gleich bekannte, vorerst noch keine Prozesse hat. Er heißt Benivieni, ist hübsch wie die meisten Italiener, nur leider ein bißchen klein, wenigstens im Vergleich zu Deiner junionischen Gestalt. Auch ein Prinz Mika avec suite aus Rumänien steht heute im Fremdenbuch, ist aber bis jetzt noch nicht sichtbar geworden.

Nun muß ich mich zum Spaziergang rüsten. Papas Lieblingsweg nach Tisch, den wir auch heute wieder machen, ist der Chemin des Artistes. Warum er so heißt, weiß ich nicht, jedenfalls bin ich noch keinem Künstler mit Wissen darauf begegnet, sonst hätte ich ihn dir abkonterfeit zu Füßen gelegt. Er windet sich — der Weg nämlich — hübsch bequem, ja allzubequem zwischen Bäumen und Gebüsch tändelnd und ausweichend in zahllosen Kehren zum Gipfel hinan, als ob es ihm gar nicht ernst sei, jemals ankommen zu wollen. Die Ruine, die so drohend über das Tal blickt, als habe sie in kriegerischen Zeiten einst den Paß gesperrt, entpuppt sich leider schon unterwegs als eine ganz dürftige, ich möchte sagen durchsichtige Täuschung, denn ihre Mauern, die nichts als

eine Stirnseite darstellen, sind dünn wie Pappe. Ist man endlich auf der Höhe, wo die Winde sausen, so lohnt sich die Verzögerung durch einen ungeheuren Blick über das ganze waldbewachsene Bergell. Unter uns in schwindelnder Tiefe liegt die Talschlucht der Maira mit der Malojastraße, auf der ein keuchender Postzug von acht Pferden die Reisenden aus Italien bringt. Doch Du hast Dir alle schriftlichen Fernsichten verboten, und ich kann Dir nicht unrecht geben. Denn wenn ich Dir alle die Schneegipfel, die der Blick hier oben umfaßt, vom Fornogletscher bis zum Fexberg einzeln nenne, von der unermesslichen Weite, die sich aufthut, können Worte doch keinen Begriff geben. Es kommt am Ende alles auf eine physische Empfindung hinaus: die Größe der Welt, die erweiternd durch unsere Brust zieht. — Dagegen will ich Dir von den Gletschermühlen erzählen. Ich wette, wenn Du von Gletschermühlen hörst, so denkst Du an unzugängliche Steinmassen und Felsentrümmer, durch die ein solches Naturwunder zu erklettern sei. Hier werden sie einem hinter wohlbeschnittenen Hecken auf weichem Rasengrunde dargeboten. Ich hätte sie für eine Spielerei gehalten, eine Erfindung der Gasthofbesitzer, ebenso wie die künstliche Ruine, wenn der Vater sie nicht mit so ernster Miene betrachtete und ihnen zuliebe jeden Tag den Chemin des Artistes erstiege. Ein grünliches Wasser steht darin, in dem noch die Steine liegen, die durch jahrtausendelange Umwälzung diese Trichter zustande gebracht haben.

Ein paar Stunden später.

Wieder ist die Poststunde vorüber ohne ein Zeichen von ihm. Ich fange an ernstlich unruhig zu werden. Papa sucht mir einzureden, daß ein Brief verlorengegangen sei, aber dieser Trost versängt nicht. Ich weiß, die Post ist so eingerichtet, daß sie nur Briefe verliert, die nie geschrieben worden sind. Was geht denn nur vor? Die Dissertation muß seit Tagen eingereicht sein, die Hörsäle

sind geschlossen. Was zögert er denn noch, zu kommen? Warum rufen ihn meine sehnsüchtigen Briefe vergebens?

Sei gut, meine Cloth, erkundige Dich, was er treibt, und schreibe sogleich

Deiner von hundert ängstlichen Gedanken umhergetriebenen

Ilka.

9. August.

Beste, Dein heute eingetroffenes Schreiben hat sich mit dem meinigen gekreuzt. Hab' Dank für die guten Nachrichten. Ich weiß nun doch, daß Arnold lebt und gesund ist. Die Schloßbeleuchtung, mit der die gute Stadt Heidelberg zum Semesterluß den scheidenden Prinzen August geehrt hat, muß ja ein wildphantastisches Schauspiel gewesen sein. Und ich mit meiner Freude am Phantastischen habe nun das gerade versäumen müssen! Das Schloß in Flammen, Türme und Ruinen in roten Rauch gehüllt, die Bäume am Ufer grün durchleuchtet vom bengalischen Feuerschein — siehst Du, was ich alles weiß! — und das ganze wilde Flammenspiel von unserem alten Neckar zurückgespiegelt wie Anno dazumal, wo das Schloß wirklich brannte, — um diesen Anblick hätte ich sogar den Chemin des Artistes mitsamt den Gletschermühlen und dem Blick ins Nairatal hingegeben. Am Ufer aber die Musik und auf dem dunklen Fluß die beleuchteten Boote mit der geschmückten Jugend — und in einem dieser Boote unter bunten Lampen und Blumengehängen, versteht sich in Gesellschaft des gestrengen Herrn Vaters, meine schöne Base und mein Bräutigam! Denn siehst Du, auch das habe ich erfahren, wiewohl Du in deinem Brief über den herrlichen Abend nur mit einer halben Wendung hinschlüpfst und Arnold sich noch immer nicht ausgeschwiegen hat. Aber man hat ja Freundinnen, die an einen denken! Cloth, Cloth, was soll diese Heimlichuerei bedeuten? Ich will nur hoffen, daß Du nichts Lückisches im Schilde führst!

Aber Spaß beiseite, es war lieb von Dir, daß Du so schnell geschrieben hast, und zum Dank fahre ich fort, unter den Gästen Musterung zu halten, ob kein Gestirn darunter ist, das wert wäre, von Dir gekannt zu sein. Die Burinnen, nach denen Du Dich wohlwollend erkundigst, sind leider schon weitergereist. Ihren Platz am Tisch hat jetzt eine Rentnerstochter aus Berlin mit ihrem sehr beleibten, sehr unbeweglichen Vater, der an einem Fetzherzen zu leiden scheint. Ich nenne sie zuerst, denn sie ist die Hauptperson. Sie hat rote Haare, wasserblaue Augen, eine dünne Figur, heißt Staar und plappert wie ein solcher. Sie ist bei weitem nicht so anziehend wie meine hübschen Schwestern vom Dransefluß, aber dafür um so mittheilsamer. Sie kommt nun schon den dritten Sommer nach Maloja, in der Absicht, hier oben einen Lebensgefährten zu finden, denn sie hat sich ausgerechnet, daß diese dünne, harte Luft das rechte Klima für rüstige Leute, Bergsteiger und Heiratskandidaten sei; in Sankt Moritz und Pontresina, behauptet sie, gebe es nur Invalide oder doch wenigstens Ehekrüppel. Ihr Vater hat ihr aber erklärt, daß dies der letzte Sommer auf Maloja sein müsse; bringe er sie auch diesmal unverlobt nach Hause, so spiele er nicht weiter auf diese Nummer, sondern trage das nächste Mal seinen schweren Leib lieber nach Karlsbad. Fräulein Erna wird somit alle Minen springen lassen. Sie war so unverfroren, mich schon am zweiten Tage unserer Bekanntschaft zu fragen, ob der Ring an meinem Finger eine Verlobung bedeute, ich fand dies taktlos und verweigerte die Antwort, sie hat mich aber so geängstigt, ihr die Wahrheit zu sagen, weil sie, falls ich frei wäre, sich einem solchen Wettbewerb nicht gewachsen fühle und lieber augenblicklich aufbrechen würde, daß ich mich erbarmte und ihr beruhigende Versicherungen gab. Sie besitzt sehr schönen alten Schmuck, den sie mir zeigte, den sie aber nicht anlegt, bevor sie verheiratet ist, um nicht Freier bescheideneren Geschmacks durch Luxus abzuschrecken. Jetzt scheint sie ein Auge auf den Italiener geworfen zu haben, doch muß ich ihr nachsagen, daß sie sich trotz

ihrer so offenherzig ausgesprochenen Absichten in Herrengesellschaft durchaus zurückhaltend und taktvoll benimmt. Des Abends, während Papa Billard spielt, pflegen wir uns noch im Lesezimmer oder in den Gesellschaftssälen zu treffen, dann findet sich immer auch Benivieni hinzu, der uns den ganzen Abend mit seiner ausgezeichneten Laune unterhält. Er ist ein glänzender Anekdotenerzähler. Das Heiterste aber ist, wenn er seine eigene Prozeßlust ironisierend aus irgendeinem zufälligen Vorkommnis einen Streitfall erfindet, die Sache mit Eifer verfolgt, entwickelt, ihr alle juristischen Seiten mit tausend Spitzfindigkeiten abzugewinnen weiß, sich für seinen erdichteten Klienten ins Zeug legt, dann plötzlich die Parteien verwechselt und für die gegnerische spricht, wobei er mit Taschenspielergeschwindigkeit alle eben vorgebrachten Beweise wieder verschwinden läßt oder in ihr Gegenteil verkehrt und endlich in einer ergreifenden Rede die Billigkeit und Milde der Geschworenen anruft, um ein günstiges Urteil für beide Teile zu erlangen, wobei ihm jedesmal die Tränen über das Gesicht laufen. Eine richtige italienische Harlekinade, aber im geläufigsten Deutsch. Dabei versammelt sich natürlich ein großer Hörerkreis um uns, und das Lachen schüttert durch den halben Saal.

Heute morgen habe ich aber gesehen, daß Benivieni auch seine ernstesten Seiten hat. Ich hatte mich heute einmal freigemacht und war ganz frühe, solange Papa noch schlief, durch die tauigen Wiesen, an dem kleinen Friedhöfchen vorüber, nach Maloja-Kulm hinaufgewandert. Als ich oben war, überraschte mich ein wunderschöner, ganz vollkommener Dunstregenbogen, der bei klarem Himmel gerade über der Schlucht auf der Paßhöhe stand, verschwand und wiederkehrte, je nachdem der Himmel sich bewölkte oder aufklärte. Ich sah ganz entzückt dem zauberischen Schauspiel zu, als Benivieni mich einholte, der heute gleichfalls Natur genießen wollte. Der Leichtfuß war augenscheinlich von der Gottesfrühe und dem wunderbaren Anblick zur Ergriffenheit gestimmt. Er verglich dieses Spiel der Sonnenstrahlen im Dunststaub mit

dem Täuschungsbedürfnis des menschlichen Herzens, das sich aus einem Gemisch von Phantasie und Liebe mit den Bestandteilen der Wirklichkeit ein über dem Leben stehendes, regenbogen-schimmerndes Traumglück bauen muß. Ich kann es Dir nicht mit seinen Worten wiederholen, es war so hübsch gesagt, und ich freute mich an der beweglichen südlichen Phantasie, die für Scherz und Ernst immer ein anmutiges Wort findet. Wir gingen zusammen nach Hause; ich fühlte unterwegs, wie er vorsichtig die Laster ausstreckte, ob meine Seele ihm entgegenkommen wolle, und wie er sie leise, leise wieder zurückzog, als er an eine verschlossene Tür geraten war.

Er hat übrigens eine Deutsche zur Mutter und bringt jedes Jahr ein paar Monate im Norden zu, daher das gute Deutsch. Ich glaube, er würde Dir doch gefallen. Er ist auch nicht so klein, wie es mir zuerst schien, nur ein ganz Weniges unter meinem eigenen Wuchs, und ich gehöre ja schon zu den Großen.

Ich werde unterbrochen, die Post ist da . . .

Endlich ein Brief von Arnold, aber welch ein seltsamer Ton ist dies! Knapp, verlegen, als ob er meinen Augen ausweiche! Der Festbeleuchtung, von der die Blätter voll sind, mit keiner Silbe gedacht. Und noch immer nichts Gewisses über sein Kommen, nur über die Hindernisse seines Kommens. Über die gesellschaftlichen Verbindlichkeiten und Abhaltungen. Gesellschaftliche Verbindlichkeiten in der Ferienzeit! Und an der Doktordissertation noch zu feilen! Ich staune. In einer Nachschrift, die sich scheu an die Seite gedrückt hat, steht noch ein Wörtchen von Eurem nächsten Trioabend, wo man seine Violine nicht entbehren kann, und daß er noch täglich üben müsse, um neben Dir und Deinem Vater keine zu schlechte Figur zu machen. Mein Gott, sollen denn diese Trioabende nie ein Ende nehmen? Ich weiß ja, die klassische Musik ist der einzige Weg zu Deines gestrengen Herrn Papas Seele. Aber muß Arnold sich denn sein Doktordiplom ergeigen? Und bei 32 Reaumur! Ich sehe Dich in Eurem Gartensalon sitzen,

Du gefährliche Lorelei mit dem goldschimmernden Scheitel, das Cello zwischen den Knien, wie Du mit dem wunderbaren weißen Arm, der aus wallendem Ärmel nackt hervortritt, den Bogen führst, ein Bild zum Vergöttern. Und Arnold unbeschützt an Deiner Seite, von den Wogen der Musik hilflos zu Dir hin verschlagen!

Eloth, nun laß uns ein ernstes Wörtchen zusammen sprechen. Sieh, alle Deine Freundinnen, mich, Deine arme Base eingerechnet, sind immer willig vor Dir zurückgetreten. Mit Deiner Schönheit durfte sich keine in die Schranken stellen, Du hattest die geschmackvollsten Gewänder, den reichsten Schmuck. Daß Dir bei jeder Einladung der anziehendste Partner zuteil werden mußte, verstand sich ganz von selbst; schon Deines Vaters Stellung als berühmtester Jurist Deutschlands gab Dir diesen Vorrang. Ich arme, bescheidene Tochter der Geologie stand immer in der zweiten Reihe und habe Dir alles von Herzen gegönnt, Schönheit und Vorrechte und Triumphe. Wenn Du aber die Hand ausstreckst nach dem einzigen, was ich habe, nach dem, was mir lieber ist als alle Deine Vorrechte und Triumphe, dann, Eloth, hüte Dich! Klug wie die Schlange und sanft wie die Taube, pflegtest Du von mir zu sagen. Nimm Dich in acht, die Schlange beißt, und auch die Taube hat ihren Schnabel zum Picken.

Nein, sei nicht böse, liebe Eloth, ich scherze ja nur, wie auch Du mit Deinen Eroberungsanstalten nur Scherz machst, nur ein bißchen Umtrieb gegen die Langeweile. Wozu brauchtest Du auch ein neues Zeugnis für Deine Macht über Männerherzen? Man weiß ja, wenn Du den Ballsaal betrittst, daß Du gleich ein ganzes Korps auf einmal wirfst, wie Dein Bruder, der Kriegsschüler, Dir nachsagt. Du zählst Deine Verehrer gar nicht mehr nach Einzelnen, sondern nach ganzen Korporationen oder lieber gleich nach Fakultäten. Welcher Jurist in den ersten Semestern wäre Dir nicht verfallen? Auch Arnold hat Dir die ersten Winter auf der Eisbahn seinen Tribut bezahlt. Damals war er Dir nichts —

Du machtest Dich über die Form seiner Krage und die Farbe seiner Krawatten lustig — was sollte er Dir heute sein? Könnte es Dich freuen, mich gequält zu sehen? Was kann Dir an diesem einen liegen, da Du das ganze Geschlecht zu Deinen Füßen siehst?

Es läutet zu Tische, und ich muß mich eilig umziehen. Gute Nacht, meine schöne, stolze Prinzessin, vergib, wenn eines meiner Worte Dir mißfallen hat. Und da ich Dich Prinzessin nenne, fällt mir zugleich der Prinz ein, der heute an der Tafel erscheinen soll, — Du erinnerst Dich doch, jener Rumänenprinz, von dem ich Dir schon geschrieben haben muß. Ich sah ihn diesen Morgen im Nachen. Aus der Entfernung schien er mir jung und schön zu sein, jedenfalls eine sehr vornehme Erscheinung. Die Kellner bücken sich tief, wo er vorübergeht, und Son Altesse le Prince Nika heißt es auf Schritt und Tritt.

Ob er nahe genug sitzen wird, daß man sein Gesicht betrachten kann?

Jlka.

Nachschrift: Zwei Schachteln mit Alpenblumen habe ich heute morgen abgesandt, eine für ihn, die andere für Dich. Sie sollen Dir den balsamischen Hauch des Hochgebirgs zuführen. Die Alpenrosen, die jetzt in letzter Fülle blühen, sind leider sehr vergänglich. Dagegen wird Dich die rötlich blühende, stiederduftende Daphne noch ganz frisch erreichen. Laß Dir ihren köstlichen Duft nicht verleiden durch die Mitteilung, daß sie zu deutsch den widerwärtigen Namen Kellerhals führt. Die samtrote Blume, die nach Vanille riecht, heißt Männertreu. Nach ihr klettere ich auf jeden Abhang und hole sie mir nötigenfalls mit Lebensgefahr herunter, hörst Du, mit Lebensgefahr!

Den 12. August.

Aber liebste, beste Cloth, wie kannst Du mich nur so verkennen? Hinter meinem scherzhaften Tone, schreibst Du, verberge sich nur schlecht die innere Erregung der Eifersucht. Ich und eifersüchtig!



Kennst Du die mutwillige Ilka so wenig? Siehst Du nicht, daß ich durch die gespielte Erregung nur Dich und mich über die Leere dieser Lage wegtäuschen wollte? Nichts natürlicher, als daß ein abgehender Jurist dem gestrengen Dekan der Fakultät, der im Herbst ihm Herz und Nieren prüfen soll, prüfen mit jener durchdringenden Schärfe, für die mein Herr Onkel gefürchtet ist, daß er dem sich noch angenehm zu machen sucht, wo er kann. Und wenn er nebenher auch der Tochter, seiner künftigen Base, ein wenig den Hof macht, nun, nützt es nichts, so kann's nicht schaden', denkt er wohl im stillen, und ich, ich denke ebenso. Und ein bißchen Unterhaltung mußt Du doch auch haben, Du Armste, die Du in der heißen Stadt zurückgeblieben bist, Dich in der Entsagung und im Cellospiel zu üben und von den Erinnerungen der italienischen Frühjahrsreise zu zehren, während die Nordsee vergebens wartet, wie sonst Deine stolzen Glieder zu baden. Aber hättest Du doch Pappas Einladung angenommen und wärst mit uns gekommen! Denn jetzt ward der Winter unsres Mißvergnügens glorreicher Sommer durch die Sonne Rumäniens! Denke Dir, wir haben den Prinzen an unserer Tafel, und die anderen Tische blicken mit Neid auf uns. Die ersten Tage saß er zwischen meinem Vater und Mr. Findley; diesen Platz hatte er sich selbst gewählt, weil die beiden Herren — ich darf es mit Stolz für unseren Teil sagen — das distinguierteste Aussehen hätten. Er war in dieser Zeit äußerst zurückhaltend. Später erfuhren wir, daß er außs tiefste niedergeschlagen war über die grauenvollen Ereignisse in Serbien, die noch täglich alle Zeitungen füllen. Er hielt sich gerade in Italien auf, als die Nachricht von dem Belgrader Königsmord durch die Welt flog. Da er ein entfernter Verwandter der Obrenowitsch ist — durch Heirat verwandt, wie er Pappa sagte, — wurde er von den Zeitungsreportern auf Schritt und Tritt belagert, die gern von ihm erfahren wollten, ob er für den serbischen Thron kandidieren werde. Später nach der Königswahl überliefen sie ihn wieder, um seine Ansicht über die wahre Stel-

lung des serbischen Volkes zu der neuen Dynastie zu vernehmen. Der arme Prinz mußte sich mehrere Wochen lang vor der Neugier der Presse und der Öffentlichkeit verborgen halten. Dies ist auch der Grund, weshalb er hier in der ersten Zeit allein in seinen Gemächern speiste.

Er sei Privatmann, sagte er Papa, nur mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt, er treibe gar keine Politik. Was die europäischen Mächte guthießen, dagegen habe er keinen Einwand zu erheben.

Den Ton mußte man hören, womit er das sagte. Ich glaube nicht, daß irgend jemand an unserem Tisch sich jemals herausnehmen wird, ihm über die Ereignisse auf dem Balkan auf den Zahn zu fühlen; der so junge Mann hat bei aller Verbindlichkeit seiner Formen eine Art, die auch den Dreiftesten in Schranken hält. Advokat Benivieni, der nicht schüchtern ist, hat es nur einmal versucht und wird kein zweites Mal darauf zurückkommen, obgleich er vor Neugierde vergeht.

Du fragst mich, ob Nika wirklich so schön sei. Ja, Cloth, er ist wirklich schön, so schön, daß ich ihm gar nichts zu vergleichen weiß, nicht eine bloße körperliche Schönheit, die würde ich ja nicht so hoch anschlagen, sondern es scheint bei ihm durch den Adel der Gestalt ein ebenbürtiger Adel der Seele hervor. Ich hielt sonst Arnold für den schönsten Mann, er ist auch der wohlgestaltete unter den jungen Leuten, die wir kannten; Du hast es mir selber oft bestätigt. Aber dies hier ist etwas anderes, es ist Klasse. Ich will suchen, Dir den Unterschied klarzumachen, wie ich ihn verstehe. Wenn ein Deutscher schön ist, so reicht es nur eben aus für seine Person, die als besonders wohlgeraten auffällt, seine Brüder, seine Schwestern könnte man sich auch häßlich denken. Er ist gerade durchgedrungen, er ist, ich möchte sagen: eine self made beauty. Das verhält sich bei den südlichen Stämmen ganz anders, bei ihnen ist Schönheit ein vererbter und durch lange Zeit angesammelter Besitz. Wer Nika sieht, der fühlt,

er stammt von Eltern, die jedes in seiner Art körperlich vollkommen waren. Seine Schwestern müssen die Krone der Schöpfung sein. Hat er Brüder, Vettern, niemand wird zweifeln, daß sie gleichfalls schön sind. Die Schönheit ist in diesem Stamme so mächtig durchgeschlagen, daß nichts sie unterdrücken könnte. Wenn er einmal Kinder hat, müssen sie ebenso schön werden wie er, das leuchtet dem Stumpffsten ein. Auch mein Vater sagt, eine solche Vererbung der Rasse, wenn sie einmal erworben sei, gehe nie wieder verloren, das sehe man an den Italienern, wo der Dienstmann auf der Straße einen Wuchs und Anstand hat wie anderwärts kaum der Graf.

Und bei seiner bräunlichen Männlichkeit gefallen dem Prinzen die zarten Blondinengesichter. Er fand gestern anlässlich eines Kunstblattes, das im Lesesaal auflag, die Gelegenheit zu einer sehr fein angebrachten Schmeichelei über meine Haut- und Haarfarbe. Was würde er erst sagen, wenn er Dein leuchtendes Goldhaar sähe?

Du wunderst Dich, daß man ihn Hoheit betitelt? So ein rumänischer oder walachischer Prinz oder Fürst, schreibst Du, sei doch nicht anzusehen wie ein richtiger Prinz. Darin magst Du schon recht haben, aber Hoheit nennen sie ihn deshalb doch. Ich weiß nicht, was der Gothasche dazu sagen würde, die Hotelwirte nehmen das jedenfalls nicht so genau. Dagegen hat er sicher seine Vorteile über so einen richtigen europäischen Fürsten von Geblüt, zum Beispiel, daß er heiraten kann, wen er will. Sein Vetter Milan Obrenowitsch hat eine russische Oberstentochter zur Königin gemacht, von dessen Sohn und Nachfolger blutigen Andenkens ganz zu schweigen. Wer wird da einem simplen Prinzen aus dieser Sippe Standesschranken auferlegen! Ich bin übrigens herzlich froh für unsern Prinzen, daß er so gar keinen politischen Ehrgeiz hat und am Studium der Staats- und Rechtswissenschaften sein Genüge findet. Er hat in Oxford und Paris studiert, den nächsten Winter denkt er auf einer deutschen Universität zu verbringen,

und denke Dir, Cloth, der Vater ist so entzückt von ihm, daß er sich alle Mühe gibt, ihn für unser Heidelberg zu gewinnen. Da seine einzige Tochter versagt ist, kann er ja, ohne Mißdeutung zu fürchten, einem jungen Mann sein Wohlgefallen zu verstehen geben. Die beiden sind trotz des großen Altersunterschieds auf dem besten Weg sich anzufreunden, denn wir haben in Mika die rührend liebenswürdige Eigenschaft entdeckt, daß er sich nicht nur mit Rechtswissenschaft, sondern auch mit Gletschermühlen beschäftigt, und seitdem begleitet er uns zuweilen auf den Chemin des Artistes. Und daß ich's gestehe, diese sonderbaren Dinger machen mir auf einmal ein viel bedeutenderes Gesicht, seitdem der Prinz sie mit so großer Aufmerksamkeit betrachtet.

Heute aber gingen wir zur Abwechslung an den Cavlocchiasee, den der Prinz noch nicht kannte. Hab' ich Dir noch nicht vom Cavlocchiasee erzählt? Er erinnert mich an den Mummelsee unseres heimatlichen Schwarzwalds; er ist ebenso geheimnisvoll und weltverloren wie dieser, nur um vieles großartiger. Der Weg zu diesem verborgenen Wunder führt an hängenden Felsengärten voll blühender Alpenrosen hin, im Hintergrund schimmert hinter den schroffen grünen Berghängen wie durch einen Spalt der Fornogletscher. Das Wasser des Sees ist schwarz wie das des Mummelsees, mit tiefgrünen Flecken und Streifen durchzogen, die sich an den Ufern ins Lichtgrüne aufhellen. Große und kleine Felsblöcke liegen darin wie Inselchen verstreut, worauf ebenso wie am Ufer die schönsten Blumen wachsen. Und der leuchtend grüne Rasen, den das sanftbewegte Wasser bespült! Ich war schon mehrmals mit Papa allein da gewesen, aber es war doch noch viel schöner, das alles in des Prinzen Gegenwart zu genießen. Ich weiß nicht, wie es zugeht, daß alle Dinge schöner werden in seiner Nähe!

Ein kleines Abenteuer bestand ich auch.

Papa hämmerte am Gestein so eifrig, als müßte er ein Tor in das unerforschte Innere des Berges brechen. Der Prinz sah ihm

mit Anteil zu, meine Wenigkeit, mit der sich niemand abgab, sprang auf den im Wasser liegenden Felsbrocken umher, um die schönen Blumen zu pflücken, da, als ich eben nach einer herrlichen gelben Anemone greife, rutscht mir der Fuß aus, und ich gleite ins Wasser. Papa schreit, der Prinz springt behende zu, aber ehe er mich erreicht, bin ich schon wieder in der Höhe. Ich war nur bis ans Knie in das seichte Wasser gekommen, und es geschah aus bloßer Höflichkeit, daß ich die Hand des Prinzen annahm, um ans Ufer zu springen. Aber von der Kälte dieses Bergsees machst Du Dir keinen Begriff. Er ist ja unmittelbar vom Gletscherwasser gespeist, und kein wärmender Sonnenschein findet zwischen den engen hohen Felsenwänden den Weg zu ihm. Die Kälte kroch mir von den Füßen aufwärts durch alle Glieder. Papa regte sich so auf an dem Gedanken, ich könnte mich erkälten, daß er zu zanken anfing, was mir des Prinzen wegen sehr peinlich war. Natürlich blieb nichts übrig, als augenblicklich den Heimweg anzutreten; ich hatte noch zum eigenen Schaden den Kummer, den andern den Spaziergang verdorben zu haben. Der Prinz, der sich sehr teilnehmend zeigte, sagte einmal uns andere: *Faut marcher plus vite — plus vite* (er spricht zwar ganz geläufig Deutsch, aber sobald er lebhaft wird, fällt er ins Französische). Wir liefen endlich so rasch, daß mein guter schwerer Papa uns gar nicht mehr folgen konnte, er gab auch gern den Wettlauf auf und winkte uns, nur immer voranzueilen, da er mich in Gesellschaft des Prinzen wohlbehütet sah. Ich glaube, so kurz ist mir noch nie ein Weg geworden. Die Schnellfüßigkeit des Prinzen gab auch mir Flügel, meine Schuhe wurden trocken, und die Füße brannten mir, lange bevor wir das Kurhaus erreichten. Die Nähe dieses schönen, edlen Menschen hat wirklich etwas Elektrifizierendes; es war das erstemal, daß ich Gelegenheit hatte, ein eingehendes Gespräch mit ihm zu führen, und ich begreife nun wohl, daß die andern ganz verzaubert sind. Der schnelle Lauf, wobei sich der Adel seiner geschmeidigen Gestalt aufs glän-

zendste zeigte, nahm ihm dafür etwas von dem Schimmer der Hoheit, der ihn sonst umgibt, so kam es, daß ich mich ihm auf einmal viel näher fühlte. Ich wollte Dir gern erzählen, was wir gesprochen haben, es umrauschte mich wie eine fremde zauber- volle Musik, aber da ich's zu Papier bringen will, ist es weg. Der Zauber liegt auch weniger in den Worten als im Tonfall, in den Mienen, sogar in den kleinen Sprachfehlern, die mit unter- laufen, und seinem flüssigen aber ungewöhnlich gebauten Deutsch etwas so reizvoll Fesselndes, zuweilen auch liebenswürdig Kind- liches geben; das dunkle, kühn geschnittene Gesicht wird durch diese unbewußt durchbrechende Kindlichkeit nur um so anziehen- der.

Als wir den Inn erreichten, der an dieser Stelle nur die Größe eines Bächleins hat, blieben wir auf dem kleinen Steg eine Weile stehen und blickten hinab.

Liegt er nicht wie ein Kindlein in seiner Wiege? sagte mein Be- gleiter. Aber schon ahnt man seine Kühnheit und seine Kraft. Schon sieht man ihm an, er wird ein Führer seiner kleineren Brüder sein. Von allen Bergen eilen sie zu ihm, dem Starken, und wo er zieht, da bricht er Täler durch, und aus allen Seiten- tälern nimmt er die kleineren Flüsse mit und trägt sie in die Ebene. Und doch ist auch er nur der Basall eines Größeren. Denn end- lich empfängt ihn selbst die Majestät der Donau, und er trägt nicht mehr seinen Namen, wenn er das Meer erreicht.

Ich habe diese Rede wörtlich hergesezt, weil sie Dir von seiner Art zu sprechen einen Begriff gibt. Aber die Stimme, die reiz- voll fremde Aussprache mit den offenen Vokalen und den seltsam klingenden Diphthongen, wenn ich das alles nur auch hersezen könnte! Und ist es nicht echt fürstlich, so mit seinen Gedanken gleich die halbe Welt zu umspannen? Was habe ich armes Schaf mir je beim Anblick des neugeborenen Stromes gedacht, als daß er nun eben wächst und groß wird wie die Menschen auch. Der Prinz aber schwebt wie ein Adler über der ungeheuren Weite,

sieht unter sich die Berge und die Täler mit ihren Seitentälern und die Ebenen mit dem ganzen Wassersystem bis hinab zum Meere! Und dabei war mir's, als hätten seine Worte zugleich noch einen tieferen Sinn, den ich nicht fähig bin zu verstehen. Ist vielleicht er selber ein solcher geborener Führer der kleinen Brüder, der sie schützend an sich nimmt, um sie ihrer Bestimmung zuzuführen? Ich glaube, Cloth, der Prinz ist ein bedeutender Mensch. Wie froh bin ich für ihn, daß er keinen politischen Ehrgeiz hat und sich nicht um die blutige Krone der Obrenowitsch und Karageorgiewitsch reißt, sondern friedlich in unserm Heidelberg die Rechtswissenschaften studieren will!

Jetzt sitze ich auf meinem Zimmerchen bei einer Tasse heißem Tee mit wollenen Strümpfen an den Füßen, wozu Papa mich gezwungen hat, — nimm das beschämende Geständnis — und schütte Dir nach alter Gewohnheit mein Herz aus. Aber dieser Brief soll offen liegen bleiben, denn die letzte Post ist schon abgegangen, und wer weiß, ob es morgen nicht noch eine Nachschrift gibt. Gute Nacht, liebe Cloth!

— Die Nachschrift kommt wirklich, aber anders als ich gedacht hatte. Mein wässeriges Abenteuer hat eine kleine Mandelschwelung zur Folge gehabt, wegen deren ich von Papa ins Bett gesprochen bin. Du kennst ja seine Ungütlichkeit, ich muß mich fügen. Aber gerade heute macht es mich verdrießlich. Die Sonne scheint so schön auf den blauen Malojasee, die Jugend gondelt darauf umher in hellen Kleidern, singt und lacht, daß ich es durchs Fenster hören kann, und ich muß mich mit Brieffschreiben unterhalten. Eine angenehme Überraschung hat mir aber die kleine Unpäßlichkeit doch gebracht. Vor einer Stunde schickte mir Prinz Nika einen herrlichen Alpenstrauß. Es ist hier unter den Kurgästen bräuchlich, solche Sträuße zu kaufen und einander zuzuschicken; wir sprachen gestern über diese aus den Großstädten eingeführte Sitte und nannten sie eine poesielose Verkehrtheit. Deshalb ließ der Prinz mir sagen, die se Blumen habe er selbst

gepflückt; die Zusammenstellung bestätigt das auch. Alpenrosen bilden nur die Umrahmung, es gibt jetzt deren wenige ganz frische mehr, der Strauch ist schon im Verblühen. Aber da ist mein Liebling Daphne mit dem Syringenduft und die tiefblaue metallisch-glänzende Genziane, Cenerarien in den wunderbarsten Schattierungen und in der Mitte eine Gruppe jener feinen Berganemonen, um deren willen ich gestern zu Schaden kam. Ist das nicht eine reizende kleine Aufmerksamkeit? Wenn ich nicht Arnold so innig liebte — aber was sollen diese dummen Gedanken?

Nach der Mahlzeit, die ich allein im Bett verzehren mußte, hat mir Fräulein Staar aus Berlin ein Stündchen Gesellschaft geleistet. Sie hat den Strauß des Prinzen sehr bewundert, sie findet auch, daß in der Anordnung etwas Geschmackvolles und Ritterliches liege. Natürlich schwärmt sie für den Prinzen, aber in ganz uneigennütziger Weise, denn so hoch versteigen sich ihre Hoffnungen nicht. Sie hat sich mir anvertraut und mich gebeten, ein wenig bei Benivieni auf den Busch zu klopfen. Ich bin als glückliche Braut eine Art Schutzpatronin für sie. Aber kann ich denn noch sagen glückliche Braut? Sieh, Cloth, wenn dieser Zweifel mich anfaßt, dann fühle ich, daß ich zu — ich weiß nicht was, aber gewiß zu etwas Erschütterndem imstande wäre; ein Vulkan will losbrechen in meiner Brust. Aber ich halte den bösen Zweifel nieder, für den Vulkan ist es Zeit genug, wenn das Gefürchtete Wahrheit wird. Deshalb ist mir die neue, fremdartige Erscheinung, die so unvermutet meinen Weg gekreuzt hat, eine willkommene Ablenkung. Ich habe ihm für seine Blumen durch einen kleinen gereimten Gruß gedankt, du weißt ja, daß ich zu dergleichen einiges Geschick habe. Die Staarin will es ihm bei der Abendtafel übergeben, sie ist, wie ich sehe, eine gutartige Person und für eine kleine Gefälligkeit zu jedem Gegendienst willig. Papa lasse ich dabei ganz aus dem Spiel, ich fürchte, er könnte den kleinen Scherz unpassend finden, und ich habe mir vorgenommen, nun einmal ganz meinen eigenen Eingebungen zu folgen.



Durch Fräulein Staar erfuhr ich übrigens, daß unser Palasthotel seit gestern abend um einen anziehenden Gast reicher ist, eine Russin, Fürstin Wjäsensky (Du mußt die erste Silbe betonen). Ganz große Dame, nicht mehr in der ersten Jugend, aber sehr schön und, wie man sagt, mit ihrem Mann in einen Scheidungsprozeß verwickelt. Sie kommt schon seit mehreren Jahren jeden Sommer nach Maloja, Fräulein Staar kennt sie von früher her, obwohl sie nicht ihres Umgangs gewürdigt worden ist. Es soll ein Schauspiel gewesen sein, als sie und der Prinz einander gestern abend im Lesesaal zum erstenmal ansichtig wurden. Wie zwei Magnete aufeinander wirken, man sieht nicht, welcher den andern zieht, plötzlich sind sie zusammengeschossen, so müssen die beiden sich angezogen haben. Dann seien sie am Abend noch lange im Hotelgarten spazieren gegangen in sehr angeregter französischer Unterhaltung.

Ich war so neugierig, die Fürstin zu sehen, daß Fräulein Staar sie mir vom Zimmer aus zeigen mußte, als sie aus dem Nachen stieg. Ich wickelte mich in eine Decke und sprang ans Fenster, um sie zu sehen, aber ich wurde ihrer leider nur von der Seite ansichtig. Eine wahrhaft vornehme Erscheinung. Welch ein Anstand, und wie sie sich kleidet! Ach Cloth, was ist dagegen eine deutsche Kleinstädterin wie unsereins! Denn eine Kleinstadt ist unser gutes altes Heidelberg doch, und wenn man sich dort auch große Gelehrsamkeit aneignen kann, sich so bewegen wie die Fürstin Wjäsensky, das lernt man in Heidelberg nicht.

Ich muß schließen, denn das Stubenmädchen kommt, meinen Brief abzuholen.

Deine Ilka.

Gegeben zu Maloja, am 13. August im Stubenarrest.

den 16. August, vormittags im Lesesaal.

Liebe Cloth! Du stellst in Deinem heutigen Brief so viele Fragen auf einmal, daß ich nicht weiß, ob mir die Zeit ausreichen wird, sie alle zu beantworten. Vor allem will ich Deine Besorgnis

wegen meiner Gesundheit zerstreuen. Die Halsentzündung war zwar nicht ganz so geringfügig, wie sie mir zuerst erschien, ich mußte sogar vom Sankt Moritzer Arzt zweimal gepinselt werden, aber jetzt ist das Übel völlig gehoben, seit gestern bin ich außer Bett, und heute bin ich zum erstenmal wieder an der Mittagstafel erschienen.

An unserem Tisch hat es durch die Abreise des Mr. Findley Verschiebungen gegeben. Diesen Umstand hat meine schlaue Berliner Freundin sich zunutze gemacht und es durchzusetzen gewußt, daß ihr Gedeck jetzt neben dem des italienischen Advokaten aufgelegt wird, so können sie sich besser unterhalten als über den Tisch hinweg; natürlich ist der Vater mit ihr nach der anderen Seite ausgewandert. Dadurch sind bei uns zwei Plätze freigeworden, die mein Vater und der Prinz erhalten haben, aber so, daß ich in der Mitte zwischen beiden sitze. Wer dies angestiftet hat, weiß ich nicht. Übrigens scheint der Prinz mit dem Wechsel nicht unzufrieden zu sein, und was mich betrifft, so finde ich es besonders angenehm, ihn zur Linken zu haben, denn Du weißt, mein linkes Profil ist das bessere. Ein bißchen Eitelkeit wird ja auch mir erlaubt sein. Der Prinz ist zuvorkommend wie immer, er hat mir unzähligemal das zu glatt gestärkte Mundtuch aufgehoben, das mir zu meiner größten Verlegenheit immer wieder vom Schoß rutschte. Aber er hat nicht mehr das Jugentliche, Sonnige von neulich, er sieht ernst, zuweilen fast düster aus. Papa sagt, die kriegerischen Nachrichten vom Balkan hätten ihn in diesen Tagen so trüb gestimmt.

Du wunderst Dich, daß ein rumänischer Prinz in Deutschland Rechtswissenschaft studieren will. Genaue Angaben über seinen Studienplan kann ich Dir freilich nicht machen. Gibt es nicht auch ein internationales Recht? Ich glaube, Prinzen müssen das kennen und studieren. Wenn ich aber einen Irrtum begangen haben sollte, so verzeih; ich kann ihn ja sehr leicht mißverstanden haben, schon der Aussprache wegen. Die Braut eines Juristen

sollte freilich in solchen Dingen besser Bescheid wissen, aber was willst Du, Arnold hat mir von allem anderen mehr gesprochen als von Jurisprudenz.

Jedenfalls ist es nicht ausgeschlossen, daß Nika wirklich nach Heidelberg kommt. Zwar scheint auch Berlin große Anziehung für ihn zu haben wegen der Geselligkeit in den diplomatischen Kreisen, aber Berlin entgeht ihm ja nicht, wenn er in Heidelberg ein Semester lang Rechtsphilosophie hört, — Verzeihung, Geschichte des römischen Rechts, wie mich Papa soeben berichtet. Übrigens, wird nicht dieses Kolleg von Deinem Vater gelesen? Das wäre ja eine herrliche Anknüpfung — wiewohl, an Anknüpfung würde es ja auch sonst nicht fehlen. Der Prinz hat sich bei uns aufs genaueste nach allen Heidelberger Verhältnissen erkundigt. Von Deinem Vater sprach er als von einer europäischen Berühmtheit. Daß er in diesem Jahre Dekan der Fakultät geworden ist, wußte er noch nicht. Er fragte mich auch, ob es in Heidelberg viele schöne Mädchen gebe. Ich bejahte und sagte, die schönste sei meine Base Clothilde. Er wollte wissen, ob Du mir gleichst, ich antwortete, wir glichen einander sehr, nur seist Du viel, viel hübscher und auch viel majestätischer. Da sah er mich lange an, ich weiß nicht, was er dachte.

Du wünschtest jetzt vielleicht, daß ich ihm die Photographie zeigen solle, die Du mir heute geschickt hast, aber ich werde mich wohl hüten. Hinter der Beschreibung, die ich ihm von Dir gemacht habe, bleibt die Photographie allzuweit zurück. Ja, wenn er Dich selber sehen könnte!

Nun beunruhigst Du Dich gar über die ‚alte Ruffin‘, die auf unseren schönen jungen Prinzen Jagd mache. Aber Cloth! Die Fürstin Wjäsensky ist ja nicht alt. Man sieht ihr an, daß sie Schicksale gehabt hat, das macht sie nur fesselnder. Und schön ist sie, mein Gott, wie kann ein Menschenkind so schön sein! Ein Wuchs wie von einer Göttin. — ‚Abenteurerin‘? Das Wort dürfte schon eher zutreffen. Wenigstens erzählt Fräulein Staar,

daß sie fast immer ganze Schwärme von Diplomaten und Finanzgrößen um sich gehabt habe und daß sie nicht im besten Rufe stehe. Aber was geht das uns an? Mit uns gibt sie sich ja ohne hin nicht ab. Beim Prinzen scheint sich übrigens das erste Feuer schon abgekühlt zu haben, denn heute, als wir im Vorraum des Speisesaals die ganze Gesellschaft vorbeiziehen sahen, und ich meine Bewunderung für die Schönheit der Fürstin aussprach, da sagte er: C'est une fleur qui a déjà été belle pendant plusieurs jours. Und wieder sah er mich so lange und so seltsam an und summt dabei vor sich hin:

Mir ist, als ob ich die Hände  
Aufs Haupt dir legen sollt'!

Was mag ihm nur dabei durch den Kopf gegangen sein? Wenn er mich so ansieht, dann wird mir immer ganz wunderbarlich dabei zumut, als ob gar nichts an mir zusammenhielte, als ob ich mich gleich in meine Elemente auflösen müßte.

Zehn Stunden später auf meinem Zimmer.

Cloth! Cloth! Freue Dich mit mir! Zur Entschädigung für mein Stillsitzen in den letzten Tagen hat mir Papa einen Ausflug auf den Fergletscher für den nächsten schönen Tag versprochen. Der Prinz wird auch dabei sein. Ich freue mich ganz unvernünftig. Es ist der erste Gletscher, den ich aus der Nähe sehe, denn ein Ausflug auf den Forno ist uns schon zweimal verregnet worden. Möge uns der Himmel diesmal günstig sein. Herr Staar hat uns gebeten, seine Tochter mitzunehmen, weil er selber nicht an Besteigungen denken dürfe. Natürlich schließt sich nun auch der Italiener an, denn die beiden sind seit einiger Zeit unzertrennlich, und ich zweifle nicht, daß es in Bälde zwischen ihnen richtig werden wird. Herr Benivieni hat mir das AufdenBuschklopfen nicht schwer gemacht. Mit einer erstaunlichen Offenherzigkeit erzählte er mir, als ob ich seine älteste Freundin wäre, daß auch er auf

Freiersfüßen gehe und daß er es trotz seiner etwas misßlichen Vermögenslage oder vielmehr wegen dieser für nötig gefunden habe, im Palasthotel abzustiegen, weil nur an solchen Orten die Mitgift zu finden seien, wie er sie brauche. Die gemeine Seele, höre ich Dich sagen. Aber wenn Du gehört hättest, mit welcher vollkommener Naivität und Unschuld diese nüchterne urprofaische Gesinnung von den sonst so phantasievollen Lippen fiel, Du wärest wie ich verwundert und zugleich halb versöhnt. Da nun Herr Staar, wie die anderen hier anwesenden Berliner versichern, gut ist, so wird sich wohl der Bund der Herzen in Bälde offenbaren.

Um aber nicht so profaisch zu schließen, will ich Dir von einer rumänischen Ballade erzählen, die mir der Prinz heute abend am Seeufer sang. Es war eine schwermütige eintönige Melodie, die ihren ganz besonderen Zauber hatte. Ich ließ mir den Inhalt übersetzen, der sehr merkwürdig ist. Das Mädchen steigt jeden Abend in die Ebene hinunter und gibt sich dort ein Stellbichen mit einem Toten. Beim Schein des Mondes hat der Tote das Kreuz seines Grabes zwischen sich und sie gestellt, damit sie ihn nicht berühre. Endlich kommt der Vater und vereinigt sie dem Geliebten, indem er sein Kind aus Erbarmen tötet. Etwas so unvergleichlich Zartes bei so tiefer Tragik habe ich nie gehört. Und die Stimme, die tiefe, von Klang gesättigte, die das Lied sang! Ich höre sie, wo ich gehe und stehe.

Du Seltsame schreibst, daß es meine Pflicht wäre, den Prinzen von meiner Brautschaft in Kenntnis zu setzen. Aber wie käme ich dazu? Er hat mich ja nie gefragt, ob ich frei sei, und ich kann doch nicht mit der Tür ins Haus fallen.

Nimm mit diesem wenigen Vorlieb für heute. Ich muß noch an Arnold schreiben. Seine letzten Nachrichten haben mich völlig beruhigt. Ich begreife sehr gut, daß er seine Angelegenheiten nicht übers Knie abbrechen kann, und freue mich auf seine Ankunft ohne Ungeduld.

Deine getreue Ilka.

Nicht zu vergessen: das Gefolge des Prinzen, nach dem Du fragst, besteht aus einem einzigen Kammerdiener. Er gibt sich ja auch ganz einfach, ohne alle Ansprüche. Ich glaube, Cloth, wenn er einmal heiratet, so wird er gewiß nur aus Liebe heiraten.

Ach, Cloth, schlage den Daumen ein, daß wir gutes Wetter behalten. Mein Herz tanzt in mir, wenn ich an den Fergletscher denke! Nicht des Prinzen wegen, nur wegen der Gletscherfahrt.

den 18. August.

Soeben sind wir vom Fergletscher zurückgekommen. Auf meinem stillen Stübchen lasse ich den wunderbaren Tag noch einmal an mir vorüberziehen, und Du sollst die Wonne mit mir teilen, meine liebe Clotho!

Früh um acht Uhr fuhren wir weg im Zweispänner, der uns bis Sils Maria brachte. Entzückend war die Fahrt an dem großen blauen Malojasee hin, den der junge Inn wie ein kühner Knabe durchschwimmt. Jenseits des Wassers grüßten die schön geformten Schneeberge herüber, der Fergberg mit der tiefen Schneemulde, der Corvatsch, der Dvakotschna mit der eiförmigen Kuppe (er ist schöner als sein Name, vergib ihm den). Diesseits aber, zu unserer Linken, ragte der Julier, bis tief herab mit Schnee bedeckt, über die grüne, mit Lärchen bewachsene Halbe, die die Straße begleitet, empor. Die Julierstraße, auf der ich nun so lang' schon Arnold erwartet habe, ist vom Wege unsichtbar.

Bei Sils Maria verließen wir den Wagen und stiegen die schöne, einsame Schlucht hinauf, an leichtgebauten Chalets vorüber, die mit bunten Fähnchen zur Einkehr laden, ins grüne blumige Fergtal; ein Junge aus Sils Maria trug uns die mitgenommenen Vorräte.

Hier ist die Heimat des Frühlings, rief der Prinz entzückt, als wir den grünen Rasenflaum betraten. Das ganze Tal lachte. Eine

mildere Luft empfing uns trotz der Höhe, denn der lange Talzug zwischen zwei steilanstrebenden Bergflanken war ganz von Sonne durchflutet und durchwärmt. An den hohen, lichtgrünen Hängen kletterte allerlei Menschenvolk herum, das Edelweiß suchte; die farbigen Kleider der Mädchen leuchteten wie große Blumen aus dem Grün zu uns herunter. Aus der schroffen Welt des Maloja tritt man hier in ein heiteres Sommeridyll, auf das die beschneiten Häupter der Gewaltigen wie mit gerührtem Lächeln niederblicken.

Zwischen den Schneegipfeln schwebte eine kleine dunkle Wolke, die einen Augenblick unbeweglich in der Luft ruhte, sich dann plötzlich drehte und pfeilschnell am Himmel hinschoß, bis sie im Äther verschwand.

Ein Adler! riefen Papa und der Prinz aus einem Munde. Mir wurde ganz feierlich, als der Prinz nach einigem Schweigen sagte: Das war der Adler Zarathustras. Hier oben ist nämlich, wie man mir sagt, das unbegreifliche Buch geschrieben worden, hier, wo warme Lüfte die Füße der Eisriesen umschmeicheln, wo phantastische Blumen sie kränzen und die hohen Adler drüber schweben. Wo anders als hier könnten auch die wundersamen Verse entstanden sein:

Warm atmet der Fels.

Schließ nicht auf ihm das Glück seinen Mittagschlaf?

Ja, hier oben oder nirgends muß das Glück zu Hause sein. Oh, wer mir sagen könnte, auf welcher dieser Felsplatten es soeben geruht hat, daß ich hinein eilen könnte, um mein von tausend Ungewissheiten zitterndes Herz an den erwärmten Stein zu pressen und ein wenig auszuruhen!

Wir gingen unterdessen dem Lauf eines eilenden Bergwassers, des Fexbachs, entgegen, einen fast ebenen Weg, der sich später über Geröll und blumige Matten und festeingewachsene Felsplatten fortsetzte. In geringer Entfernung vom Gletscher, dessen eisige

Luft jetzt die liebliche Sommertwärme verdrängte, lagen zwei herabgestürzte Bergbrocken, die ganz genau einen natürlichen Steintisch mit seiner Bank darstellen, mitten im Wege. Dort ließen wir uns zunächst nieder, wir Damen packten die Körbe aus, es war wahrhaftig wie im Märchen vom Tischlein deck dich. Aber der Prinz und ich verspürten geringe Eßlust, Papa hatte es eilig, an den Gletscherausfluß zu kommen, und fand, daß man sich für einen solchen Gang nicht den Magen beschweren dürfe. Er mahnt deshalb in Bälde zum Aufbruch, der Prinz und ich sind sofort bereit. Das andere Pärlein aber, das sich auf dem ganzen Weg zusammengehalten hat, erklärt, zurückbleiben zu wollen. Meine arme Staarin hat sich nämlich den Fuß zerstoßen — *se non è vero, è ben trovato* — und kann auf dem Geröll nicht gehen, der Advokat ist der Ansicht, daß man den Gletscher von der Bank aus ebenso bequem sehe, und zieht es vor, Erna Gesellschaft zu leisten. Der Junge geht voran, um uns den Weg zu zeigen.

Du hast noch keinen Gletscher gesehen, Cloth, erwarte darum nicht, daß ich imstande sei, Dir ein Bild von der Zauberwelt des Eises zu entwerfen. Der Gletschermund ist mit Geröll verschüttet, aus dem ein dünner eisiger Wasserfaden hervorsickert, auch aus den breiten Schneestrecken am Berghang rinnt Wasser, das sich mit dem dünnen Faden vereinigt; nicht weit davon braust ein Wasserfall nieder; das alles zusammen bildet den Anfang des munteren Fyrbachs. Papa, den vor allem die Bewegungen des Gletschers beschäftigten, blieb untersuchend und Bemerkungen eintragend am Gletschermund zurück. Der Prinz und ich stiegen über große Schneeflecke und Geröll noch höher hinauf, wo man einen guten Blick in die traumhafte Welt des Eises gewann. Seltsam geformte Zacken und Nadeln, bläuliche Eisgrotten, eine regellose Architektur von weißen Türmen und von grünschimmernden Portalen, die in geheimnisvolle Tiefen zu führen schienen. Unter uns öffnete sich ein bläulicher Eisschlund, mit Schnee wie mit Dau-



nen ausgefüllt, er sah aus wie das phantastisch beleuchtete Bett einer Schneekönigin. Wir standen und schauten und lauschten. Denn der Gletscher ist nicht tot: da ist eine ewige leise Veränderung, ein unsichtbares Nieseln und Tröpfeln, Steine, die rollen, große Massen, die irgendwo herunterpoltern und ein ungeheures Echo wecken. Wenn eine Eislawine in der Ferne niedergeht, so ist es, als ob ein Bahnzug über den Gletscher donnere. — Wir schwiegen beide, überwältigt von der Größe der Natur, es war, als ob unsere Seelen zusammen hinabsanken durch die bläulich schimmernde Kluft in eine unbekannt abgründliche Tiefe. Der schrille Ruf eines Murmeltiers hinter unserem Rücken riß uns endlich aus der verzückten Betrachtung. Unten stand Papa und winkte, daß es Zeit sei, umzukehren. Wir stiegen vorsichtig wieder abwärts, der Prinz hielt unterstützend meinen Ellbogen, sobald ich zu rutschen drohte, denn meine Schuhe waren nur leicht benagelt, und ich bin ja noch ein Neuling im Bergsteigen, kann mir also etwas Hilfe wohl gefallen lassen. Neben konnten wir beide kein Wort mehr, mein Begleiter war blaß, mir aber brannten die Wangen von der scharfen Gletscherluft.

Als wir unsere zwei Zurückgelassenen wieder aufsuchten, saß Erna noch immer auf der Steinbank, und der Italiener stand mit südllicher Leidenschaft gestikulierend vor ihr. Der Prinz und ich lächelten uns verständnisvoll an, wir glaubten, die Welt sei um ein glückliches Paar reicher. Doch beim Näherkommen bemerkte ich, daß Erna die Flügel hängen ließ wie ein krankes Vögelchen. Der Advokat hatte augenscheinlich die schöne ihm gebotene Gelegenheit zu einer Erklärung versäumt, und die zwei waren sich trotz der Einsamkeit nicht näher gekommen. Ob es Zufall war oder Absicht? Er hatte den Wink übersehen und sich in eine seiner Schnurren hineingeredet, womit er noch nicht fertig war, als wir anderen zurückkamen. Dieser junge Mann spricht nämlich so viel, daß er sich selber nicht zu Worte kommen läßt, wenn er einmal etwas zu sagen hat. Diesmal hatte er sich in die Erfindung verstrickt,

daß die Pforte unseren Prinzen Nika angeklagt habe, an den mazedonischen Umtrieben beteiligt zu sein, er verteidigte ihn mit Feuer vor einem eingebildeten Gerichtshof, den die umliegenden Felsbrocken vorstellten, und als wir hinzukamen, hörten wir ihn eben noch sagen: Betrachten Sie, meine Herren, diesen edlen jungen Mann mit der fürstlichen Stirn und den Adleraugen, der das internationale Recht der Universität Heidelberg dem nationalen Unrecht der Balkanstaaten vorzieht —

Erna saß vor ihm wie das Bild der aufgegebenen Hoffnung und lächelte matt zu den Poffen, die sie sonst so gut unterhielten. Wenn sie mich nicht erbarmt hätte in ihrer Enttäuschung und Niedergeschlagenheit, ich hätte wahrhaftig lachen müssen über diese narriſche Verfaſſung. Das Komischste aber war, daß das unverlobte Paar in unserer Abwesenheit, er in rhetorischer Zerstreuung, sie aus Bekümmerniß, die zurückgelassenen Borräte rein aufgeessen hatte.

Ich will Deinem teilnehmenden Herzen gleich verraten, daß Benivieni im Lauf des Tages die Versäumnis doch noch gut gemacht hat. Auf dem Rückweg zeigte er eine lobenswerte Geſetztheit, und als wir später in einem der kleinen Chalets im Fextal rasteten, um Tee zu trinken, und Erna sich Blumen pflückend von der Geſellſchaft entfernte, da ging er ihr auf die Wiese hinter der Bretterwand nach, und beim Zurückkommen hatten beide verklärte Geſichter. Sie winkte mir strahlend mit den Augen zu: Es ist erreicht! Auf dem Rest des Weges machten sie auch gar kein Hehl aus ihrem Glück, sie gingen Arm in Arm, und Benivieni sang mit überſchwenglichem Ausdruck eine italienische Liebesarie. Dieser junge Mann hat eine merkwürdige Fähigkeit, den praktischen Sinn mit dem Idealismus zu vereinigen, ich mußte dabei an jene alte Anekdote vom Heiratsbüro denken, die immer wieder einmal als neue irgendwo auftaucht: Aus Liebe? Haben wir auch!

Um so einſilbiger war der Prinz. Die Poſſe des Advokaten hatte ihn erſtaunt, ja betreten gemacht.

Wie kann Herr Benivieni auf den Gedanken kommen, daß ich in politische Umtriebe verwickelt sei? sagte er zu mir.

Dann aber verriet sich sein Inneres in einer schmerzvollen Schilderung der Leiden, denen unsere christlichen Brüder unter türkischer Herrschaft ausgesetzt sind. Sein ganzes Herz hängt an den Macedoniern.

Sie sind der edelste griechische Stamm, sagte er, ihre Sitten sind unverdorben, ihre Herzen sind tapfer, es ist noch das Geschlecht, das die Schlachten Alexanders schlug. Wenn sie einen Führer hätten, sie würden auch heute noch Wunder der Tapferkeit vollbringen. Und dieses herrliche Volk schmachtet in der Nacht der Knechtschaft und Unwissenheit. Keine der großen Kulturmächte hat je daran gedacht, daß es noch eine Dankeschuld abzutragen gibt an die Enkel jener Sieger am Granikos, die die fernen Wunderländer des Ostens mit dem Schwert erschlossen haben.

Nun erzählte er mir von dem Leben der mazedonischen Bauern, von ihren Trachten und Bräuchen und von dem unerträglichen Druck des Pascharegiments, daß mir die hellen Tränen in die Augen traten.

Soll ich Dir auch noch den Schluß dieses bedeutungsvollen Tages erzählen? Bei Sils Maria tritt der Inn aus dem Malojasee und bildet eine breite, mit Binsen bewachsene Ausbuchtung, dann faßt er seine Wasser wieder zusammen und strömt rasch durch ein enges, tief eingeschnittenes Rasenbett auf Silvaplane zu. Auf der Brücke, die dort über den jungen Strom führt, standen wir beide und warteten auf die anderen, die noch zurück waren. Beim Abstieg durch die Schlucht hatte der Prinz ein Rohr geschnitten und eifrig Zeichen hineingeriät. Jetzt ließ er sie mich sehen, es waren ein S und J, die Anfangsbuchstaben seines und meines Namens, Stephan und Ilka. Dann schleuderte er das Röhrchen in das eilende Wasser und rief: Inn, trag es in die Donau, Donau, sag' es meinem Schwarzen Meer, was diese Botschaft bedeutet.

Dabei faßte er meine Hand und küßte sie mit Feuer, bevor die anderen uns erreichten.

Jetzt sitze ich allein auf meinem Zimmer mit den Bildern des heutigen Tags. Niegebachte Gedanken, schwindelerregende Möglichkeiten sind um mich her. Ich bin nicht imstande, über mich selber nachzudenken, immer sehen zwei dunkle Augen mich an mit tiefer, leidenschaftlicher Frage. Es wäre hohe Zeit, daß Arnold käme. Doch lassen wir alles gehen, wie Gott will, und möge die Vorsehung es zum besten lenken.

Deine Ilka.

den 20. August.

Verräterin, was hast du getan! Du hast meine Briefe über den Prinzen in Arnolds Hand gegeben. Er kommt, er schäumt, er will sich mit dem Prinzen schlagen. Wie ein rächender Engel kommt er. Clothilde, was werden wir erleben! Dich trifft die Schuld, wenn etwas Entsetzliches geschieht.

Du wirfst mir vor, ein kokettes Spiel getrieben zu haben — Du — mir? Sagt Dir denn Dein eigenes Gewissen nichts? Oder glaubst Du, alle anziehenden Männer müßten von Rechts wegen Dir gehören? Erst hast Du an meinem Verlobten Deine Künste erprobt, und jetzt tust Du, als ob der Prinz Dein Eigentum sei! Warte ab, was von dem Schönen, Herrlichen übrig sein wird, wenn Arnolds Wut gekühlt ist. Ich zittere.

Ilka.

den 21. August.

Er ist hier, wir halten uns in den Armen, wir sind versöhnt und glücklich.

Liebst du mich noch? — Und du, liebst mich du? Das waren unsere einzigen Worte. Wir lagen Brust an Brust und weinten beide.

Dann hat Arnold mir gebeichtet und ich ihm, und in die beiderseitige Verzeihung bist auch Du miteingeschlossen, liebe Clothilde. Er hat ja nur mich Abwesende in Dir gesehen, als er zu Deinen Füßen saß. Und nun Wahrheit gegen Wahrheit: der Prinz muß

unerbittlich in die Versenkung zurück. Ich kann ihm nicht helfen, denn er ist nur das Werk meiner Phantasie gewesen. Nichts an ihm ist wirklich als der Name, der unterm 8. August im Fremdenbuch steht. Gesehen habe ich ihn niemals, weder ihn noch sein Gefolge, er verbrachte nur eine Nacht im Hotel. Ich war auch so klug nicht nach seinem Äußeren zu fragen, denn wenn man mir gesagt hätte, daß er alt und glasköpfig sei, so weiß ich nicht, woher ich die Eingebung zu dieser Idylle hätte nehmen sollen. Gesegnet sei der edle Rumänenprinz, gleichviel ob jung oder alt, der durch seinen bloßen Namen mich instand setzte, mein Glück in Sicherheit zu bringen. Die Zeitungen und ein Buch über die Balkanstaaten, das ich auf dem Lesezimmer fand, gaben mir den Stoff für das übrige.

Dagegen sind der Advokat und seine Erna greifbare, leibliche, Wirklichkeit. Sie wollen schon in einigen Wochen heiraten und haben uns eingeladen, sie auf unserer Hochzeitsreise in Mailand zu besuchen.

Schade, daß der Prinz nicht länger leben konnte, ich hatte mich während des Schreibens selber in ihn verliebt. Es war ihm noch eine glorreiche Laufbahn zgedacht, und wenn Ihr mir Zeit gelassen hättet, so wäre er nach dem Kriegsschauplatz geeilt und hätte an der mazedonischen Grenze als Befehlshaber eines Komitatschi den Heldentod gefunden.

Nun sei nicht böse, liebe Cloth. Wenn ich einmal einem exotischen Prinzen von Fleisch und Bein begegne, so will ich ihn Dir ganz gewiß zur Entschädigung schicken.

Mein Liebster aber, den ich jetzt wieder fest in Banden habe, muß mir den Vers auswendig lernen:

Wie soll weiter sich ins Land  
Lieb' von Liebe wagen,  
Als sich blühend in der Hand  
Läßt die Rose tragen.

Deine glückliche Ilka.

---

## Das Liebesidyll des Herrn Registrators

Seit dreißig Jahren wandelt der Herr Registrator Lebrecht jeden Morgen, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, von seiner Wohnung in der Kronprinzenstraße nach der Regierungskanzlei auf dem Schillerplatz.

Er nimmt mit peinlicher Genauigkeit jedesmal denselben Weg, und es wird behauptet, daß er dazu täglich die gleiche Zahl von Schritten gebrauche. Wenn er aus der Haustür tritt, hält er sich zuerst eine Zeitlang links, überschreitet dann bei trockenem wie auch bei nassem Wetter jedesmal auf dem gleichen gepflasterten Übergang die Straße und wandelt den rechtsseitigen Gehsteig entlang bis zur Ecke der Färbergasse weiter. Dort biegt er ein, durchkreuzt den Grünen Markt und erreicht durch einen Torweg die Kaiser-Wilhelms-Brücke, wo er bei Sonnenschein zwei Minuten stehen bleibt, um dann mit beschleunigten Schritten die verlorene Zeit wieder einzubringen. Ist es aber trübe und regnerisch, so geht er, ohne sich aufzuhalten, die lange Gasse hinunter, die ihn geradewegs auf den Schillerplatz führt.

Dies ist der einzige dehnbare Punkt in seinem Tagesprogramm; im übrigen läßt sich sein Erscheinen an jeder einzelnen Stelle seines Weges mit astronomischer Sicherheit vorausberechnen. So unauffällig sein Außeres ist — denn der Herr Registrator sieht aus wie jedermann —, so kennt ihn doch alt und jung auf seinem Wege. Wo er vorüberwandelt, öffnen schlaftrunkene Krämer ihre Buden, und verspätete Schulkinder setzen sich in Trab, denn alle wissen: im Augenblick, wo der Herr Registrator sein zu ebener Erde gelegenes Büro betritt, wird es acht Uhr schlagen.

Eine Abweichung von dieser Regel könnte unberechenbare Folgen nach sich ziehen, denn mancher verläßt sich auf den Registrator Lebrecht sicherer als auf seine Taschenuhr. Sagt ja sogar die Frau Oberlandesgerichtsbräutlin zu ihrem Gatten, der noch beim Frühstück zaudert: Alter, es ist Zeit — dort kommt schon der Herr Registrator.

Aber selbst der ärmste Philister hat einmal sein Stündchen Poesie im Leben, wie den Ameisen Flügel wachsen, während sie lieben. So gab es auch für den Herrn Registrator eine Zeit, wo er über zwei schönen Augen den Glockenschlag vergaß. Doch von jener Zeit will Herr Lebrecht heute nichts mehr hören, denn die Erinnerung birgt einen Stachel, der ihm noch jetzt die Schamröthe ins Gesicht treibt.

Vor einem Vierteljahrhundert nämlich, als der alte Herr Registrator noch ein junger Herr Registrator war, hatte er sich einmal die Extravaganz erlaubt, einen Umweg durch die Gartenstraße zu machen, die ihn mit ihren blühenden Syringen und dem Gesang der Amseln lockte.

Vor einer kleinen einstöckigen Villa, welche die Nummer 7 trug und in verdorbenem italienischem Stil mit allerlei barocken Zierraten erbaut war, blieb er stehen, denn die zwei Karikaturen aus gebranntem Ton, welche die Türpfosten des Vorgärtchens schmückten, hatten seine Aufmerksamkeit erregt. Es war ein Gnomenpärchen in grellbemalter Terrakotta, das sich gegeneinander zu ereifern schien, und von Mutwillen gekitzelt erhob Herr Lebrecht den Stock, um dem kleinen Weibchen vorsichtig auf den geifernden Nachen zu klopfen. Doch schnell ließ er den Arm wieder sinken und sah sich um, ob niemand seine Bewegung bemerkt habe. Die Hausbewohner schienen noch zu schlafen, denn die Rolläden waren alle niedergelassen, und schon wollte Herr Lebrecht seinen Weg fortsetzen, als er an einem seitlichen, von Rosen umrankten Fenster, das auf den schmalen Kiesweg des Gartens hinunter sah, einer jugendlichen Mädchengestalt ansichtig wurde. Der Goldregen

drängte sich mit seinen leuchtenden gelben Trauben bis zu dem ausladenden Gesimse hinauf, was ein gar anmutiges Bild ergab, und es schien Herrn Lebrecht, als ob das Mädchen ihn anlächle; ihr geöffneter Mund ließ die blitzenden Zähne sehen, und unter den aufgestreiften Ärmeln schimmerten die weißen Arme.

Herr Lebrecht, der sehr kurzsichtig war, aber auf der Straße keine Brille tragen mochte, scheute sich länger hinaufzublicken und beschleunigte den Schritt. Dabei stolperte er über seinen Stock, der ihm zwischen die Beine geriet, und wäre fast zu Boden gestürzt. Nun kam er noch mehr in Verlegenheit und begab sich mit gemessener Haltung auf den gegenüberliegenden Gehsteig. Aber die Göttin Eitelkeit zupfte ihn leise am Haar, daß er sich nach ein paar Schritten noch einmal umwandte. Da lag die Schöne noch immer am Fenster, ihr roter Mund lächelte, ihr weißer Arm glänzte, und es wollte Herrn Lebrecht scheinen, als habe sie sich weiter herausgebeugt, um ihm nachzublicken.

Dies war der denkwürdige Tag, wo der Herr Registrator um sieben Minuten zu spät auf dem Büro erschien; aber er ließ sich durch die erstaunten Blicke der Schreiber und Buchhalter nicht irremachen. Er stellte sich vor sein Pult, setzte die Brille auf und begann eifrig Akten einzutragen, doch aus den aufgehäuften Papierstößen strömte es ihm wie der Duft von blühendem Goldregen entgegen, und ganze Amselchöre schmetterten in seiner Seele.

Er war zu schüchtern, um sich zu erkundigen, wer das Mädchen sei, und hatte auch mehrere Tage nicht mehr den Mut, seinen kühnen Streich zu wiederholen. Er meinte, jeder Vorübergehende müßte sich nach ihm umdrehen und im stillen fragen: Was hat denn der Registrator Lebrecht in der Gartenstraße zu tun? Sein Weg führt ja durch die lange Gasse auf den Schillerplatz.

Endlich wurden aber die Frühlingslüfte, die ihm aus der Gartenstraße entgegenwehten, Meister, und er schlug abermals den verführerischen Weg ein.

Da lag auch das schöne Mädchen wieder am Fenster, die Haare



kunstvoll geordnet und die Ärmel über den weißen Armen heraufgeschlagen.

Er hielt die Augen fest auf sie gerichtet, um so viel, als ihm seine Kurzsichtigkeit verstaten wollte, von der reizenden Erscheinung zu verschlingen. Diesmal stolperte er nicht, denn er hatte vorsichtshalber den Stock zwischen den Ellbogen durchgeschoben, und im Näherkommen glaubte er zu bemerken, daß sich unter seinen Blicken das hübsche Gesicht mit Purpur färbte.

Das Herz begann ihm heftig zu schlagen, denn noch nie war ein Mädchen um seinerwillen errötet, und das Blut stieg ihm gleichfalls in die Schläfe. Er setzte sogar zum Grüßen an, aber erschrocken über seine Kühnheit verschleierte er die übereilte Bewegung durch einen Griff nach der Krawatte.

Von da an ging der Herr Registrator täglich durch die Gartenstraße, wußte aber seine Schritte so einzurichten, daß er dennoch mit dem achten Glockenschlag sein Büro erreichte. Wie pünktlich er auch bei dem schweigenden Stellbuchein erschien, das Mädchen war noch pünktlicher, denn sie wartete schon jedesmal am Fenster, lächelte und errötete lieblich und verließ ihren Posten nicht, solange noch ein Zipfel von Herrn Lebrechts schwarzem Rock in Sicht war.

Er ging bescheiden und ehrbar vorüber, indem er, um nicht aufzufallen, nur ein wenig nach ihrem Fenster hinaufblinzelte, doch gelang es ihm mit der Zeit, noch einige stille Beobachtungen zu machen, die seine Achtung vor der Unbekannten erhöhten. Das Gesimse, woran sie lehnte, stand ganz voll von blühenden Topfpflanzen, die augenscheinlich den sorgsamen Händen ihren prangenden Flor verdankten, denn als einmal ein Windhauch den Wipfel des Goldregens niederbog, sah er sie mit einem kleinen grünen Gießkännchen beschäftigt, und das freute den Herrn Registrator, der in seiner Junggesellenwohnung gleichfalls Blumen zog. Außerdem war das zierliche, blütenweiße Spizentuch um ihren Hals immer gleich frisch und sauber anzusehen, was auf Reinlichkeit und

einen bescheidenen Wohlstand schließen ließ. Ganz besonders wohlthuend aber war es dem Herrn Registrator zu bemerken, daß sie die Ärmel nicht nach der Mode hoch aufgebauert, sondern bescheiden an der Schulter anschließend trug, worin er das Anzeichen eines natürlichen, einfachen, nicht auf das Modische gerichteten Geschmacks erblickte.

Das viele Am-Fenster-Stehen hätte zwar unter andern Umständen seinen Tadel erregt, da er es aber auf sich selbst beziehen zu dürfen glaubte, war es in Herrn Lebrechts Augen mehr als entschuldbar.

Allen, die ihn kannten, erschien der Herr Registrator in diesen Tagen als ein anderer Mensch. Er schaffte sich einen schöneren Spazierstock an, den er zuweilen im Gehen mit einer kühnen Gebärde schwang; seine schwarzseidene Krawatte vertauschte er mit einer farbigen, und er lächelte immer leise vor sich hin, als dächte er an die angenehmsten Dinge.

Aber Herr Lebrecht war kein begehrlisches Glückskind, seine Ansprüche an das Schicksal flogen nicht hoch, und wahrscheinlich hätte er sich auf immer damit begnügt, das schöne Kind jeden Morgen seine Blumen begießen zu sehen und heimlich an sie zu denken, wäre ihm nicht eine leidige Entdeckung in die Quere gekommen.

Auf seinem Büro verkehrte ein junger Referendar und gewesener Korpsstudent, Namens Franke, der mit Herrn Lebrecht zuweilen des Abends eine Partie Tarock spielte und von diesem seines gedrehten Schnurrbartes und der feingewichsten Stiefel halber mit Recht oder Unrecht für einen Lebemann gehalten wurde.

Dieser Herr Franke nahm neuerdings seinen Weg gleichfalls durch die Gartenstraße, und obschon eigentlich kein Anhaltspunkt für eine solche Vermutung vorlag, setzte Herr Lebrecht doch ohne weiteres voraus, daß der Referendar dem gleichen Magneten folge.

Der Verdacht wuchs, als der Referendar, von Herrn Lebrecht über seine Spaziergänge durch die Gartenstraße ausgehört, den

Vorwand brauchte, er habe dort seinen Mittagstisch, was erweislichermaßen nicht der Fall war.

Den armen Registrator brachte die Eifersucht aus allem Gleichgewicht, denn trotz der günstigen Meinung, die er von sich selber hatte, fühlte er sich einem solchen Rivalen auf die Länge nicht gewachsen.

Der Wunsch, dem Gegner zuvorzukommen, gab ihm eine verzweifelte Kühnheit ein: er beschloß dem schönen Kinde zu schreiben.

Eine Reihe von Tagen hielt ihn diese Aufgabe beschäftigt, denn er war sich eines trockenen Kangleistils bewußt, der jedem zarteren Inhalt widerstrebte, und bei reiflicherem Nachdenken mußte er auch einsehen, daß seine Beziehungen zu der Unbekannten noch in jenem ungewissen Dämmerchein schwebten, wo sie der Prosa überhaupt nicht anvertraut werden können.

Herr Lebrecht hatte schon früher bei festlichen Anlässen bisweilen Sonne auf Wonne und Triebe auf Liebe gereimt; diese Übung kam ihm jetzt zustatten, und er verfertigte unter fieberhaften Dichterwehen ein paar Vierzeiler, in denen er seine Gefühle bekannte und bescheiden um ein Zeichen bat, daß er der Glückliche sei, dessen tägliches Vorübergehen von ihr mit günstigen Augen bemerkt werde.

Mit diesem Blatte, das, wenn auch kein poetisches, so doch gewiß ein kalligraphisches Meisterstück war, denn der Herr Registrator hatte es dreimal abgeschrieben, bis es ihn befriedigte, begab er sich zur gewohnten Stunde unter ihr Fenster, und nachdem er lange Umschau gehalten, ob niemand des Weges komme, befestigte er es mit bebenden Händen an den Eisenstäben des Vorgärtchens. Natürlich verfuhr er dabei so hastig und ungeschickt, daß das Briefchen ein paarmal herunterfiel, ehe es haften blieb. Herr Lebrecht zog noch mit blutrotem Kopf die Zweige der Thujahecke darüber her, um es vor unberufenen Blicken zu behüten, und entfernte sich mit geschwellter Brust und erhobener Stirn, als wäre er durch diese Tat um Haupteslänge gewachsen.

Das Mädchen hatte ihm die ganze Zeit über zugesehen und war gleichfalls rot geworden wie eine Pfingstrose.

Aber der Herr Registrator konnte jenes Tages nicht mehr ruhig auf seinem Stuhle sitzen und schloß die Nacht hindurch kein Auge, ein so heftiger Schreck befiel ihn nachträglich vor seinem Wagnis.

Mit wankenden Knien trat er am Morgen seinen gewohnten Gang an, und in seinem Kanonenfieber beachtete er nicht einmal das aufziehende Gewitter. Zweimal betrat er zögernd die Gartenstraße und wich mutlos in eine Seitengasse aus, erst als noch zehn Minuten bis acht Uhr fehlten, nahm er einen entschlossenen Anlauf und bog um die Ecke.

Da wurde er von einem heftigen Wirbelwind empfangen, der ihn im Sturmschritt die Straße hinunterfegte bis vor Nr. 7, wo er mit einem energischen Ruck Posto faßte, denn der Kampf mit dem Elemente befestigte seinen Mut.

Ein höllisches Konzert wurde über ihm in den Lüften aufgeführt; durch das Rollen des Donners hörte man Glas scheiben klirren und losgegangene Fensterläden schmettern. Doch siehe, am halb-offenen Fenster stand wie sonst sein Mädchen, unbeirrt von dem Schreckenswetter, und lächelte freundlich zu ihm hinunter. Die Jugendliche trug trotz Sturm und Kälte das leichte Spitzentüchlein und die bloßen Arme, womit sie ihn zuerst bezaubert hatte, und war so versunken in Herrn Lebrechts Anblick, daß sie den Regen, den der Wind nach ihrer Seite schlug, gar nicht zu fühlen schien, noch im mindesten daran dachte, ihre geliebten Blumentöpfe in Sicherheit zu bringen. Er hätte zwar nicht eidlich versichern können, daß sie ihm wirklich mit Kopf oder Hand ein Zeichen gegeben habe, denn die hin und her gepeitschten Zweige ließen ihn ihre Bewegung nicht deutlich erkennen, aber unter diesen Umständen war ihr bloßes Dastehen Antwort genug.

Eine ganze Weile standen beide unbeweglich, er unten, sie oben, und blickten Aug' in Auge, während Herr Lebrecht Mühe hatte, den Schirm über seinem Kopfe festzuhalten, und ein gewaltsamer

Regenguß, mit feinen Hagelkörnern vermischt, rauschte an ihnen nieder.

Plötzlich wurde dem weltentrückten Liebhaber sein Schirm über dem Kopfe umgestülpt, und da er mit dem Wind um die Beute ringen wollte, verlor er auch noch den Hut und sauste selber, ohne zu wissen wie, die Straße vollends hinunter.

An jenem Morgen ereignete sich auf dem Büro etwas Unerhörtes: durch die feierliche Stille, in der man nie etwas anderes vernahm als das Krizeln der Federn, drang plötzlich die Stimme des Herrn Registrators, der selbstvergessen vor sich hinsang:

Räm' alles Wetter gleich auf uns zu schla'n,  
Wir sind gesinnt beieinander zu stahn —

Er stockte, denn er sah sechs fragende Augen auf sich geheftet, und beugte mit verlegenem Husten den Kopf tiefer auf die Akten nieder, aber ein verklärter Schimmer lag für den Rest des Tages auf seinen Zügen.

In dem Unwetter hatte er sich eine Erkältung zugezogen und mußte eine Zeitlang das Haus hüten. Unterdessen waren seine Gedanken unablässig mit der geliebten Rätselhaften beschäftigt, die er in ihren innersten Eigenschaften schon ganz genau zu kennen glaubte, während er leider über ihre Lebensumstände noch so völlig im Dunkeln war, daß er nicht einmal ihren Namen wußte. Die Umwege, auf denen er ihr heimlich nachforschte, hatten ihn nicht ans Ziel geführt. Wohl hatte er sich in einer Apotheke im entlegensten Stadtviertel unter einem sehr weitläufigen Vorwand das Adreßbuch leihen lassen, aber die Bewohner des Hauses Nr. 7 der Gartenstraße waren zum Unglück gar nicht darin verzeichnet.

In dieser Ungewißheit gönnte der Herr Registrator seiner Phantasie die Freiheit, unter allen nur möglichen Vermutungen diejenige auszuwählen, die ihm die zusagendste und schmeichelhafteste war.

Er machte also die schöne Blumenfreundin zu einer wohlherzogenen höheren Tochter, die in früher Stunde ihre häuslichen Geschäfte besorgte, um nachher, während noch der Rest der Familie bei niedergelassenen Kolläden den Morgenschlaf schlief, mit erglühenden Wangen nach dem Manne ihrer Wahl aus dem Fenster zu spähen. Und kein Wunder, daß ihre Wahl auf Herrn Lebrecht gefallen war. Der Herr Registrator war ein hübscher Mann — wenigstens in seinen eigenen Augen —, und man sah ihm die Gediegenheit von weitem an. Er hatte sogar eine Zeitlang auf der Universität studiert, und wäre er nur rechtzeitig zum Examen gekommen, so hätte er Referendar und Assessor werden können so gut wie einer! Mit etwas klingender Unterstützung konnte er noch jetzt seine subalterne Stellung aufgeben und sich zu höheren Staffeln emporschwingen. Längst begrabene ehrgeizige Gedanken erwachten in ihm, und er sah sich schon im Geiste als Herr Regierungsrat am Tische sitzen, während die Frau Regierungsrätin ihm den Kaffee einschenkte.

Sein erster Rekonvaleszenten-spaziergang führte ihn natürlich wieder in die Gartenstraße. Es war Nachmittag, sie konnte ihn also nicht erwarten, aber er war schon zufrieden, von weitem die Mauern zu sehen, die sein Glück umschlossen.

Doch ein peinlicher Eindruck wartete seiner, denn vor ihm her ging langsam und selbstgefällig im gewählten grauen Sommeranzug der Referendar Franke und sah mit zurückgeworfenem Kopf an den Häusern empor. Der Herr Registrator folgte ihm auf dem Fuße, denn er fand sein Betragen äußerst verdächtig.

Als er Nr. 7 erreichte, schossen ihm die Augen fast aus dem Kopf: am Fenster, das auch zu dieser ungewohnten Stunde offen stand, lehnte das schöne Kind, kokett wie immer, und lächelte auf den Referendar Franke herab, wie es sonst auf den Registrator Lebrecht herabzulächeln pflegte. Oder tat er ihr unrecht, hatte sie um seineswillen den ganzen Tag am Fenster gewartet? Jedenfalls mußte

der andere ihr Erscheinen auf sich bezogen haben — warum wäre er sonst so langsam gegangen!

Als der Referendar die Straßenecke erreichte, kehrte er zögernd um und stieß Nase an Nase mit dem Registrator zusammen, der sich hart auf seinen Fersen gehalten hatte.

Wie geht's, Herr Registrator? Sind Sie wiederhergestellt? Wir haben Sie beim Tarock vermißt, sagte jener in leichtem Ton, und der Registrator fühlte sich vor der Stimme und den Augen seines lächelnden Rivalen gleich um einen halben Schuh kleiner werden.

Er zupfte krampfhaft an der Krawatte, um seine wankende Haltung zu befestigen, und stammelte etwas ganz Unverständliches.

Der Herr Registrator war zwar kein Stotterer, aber er hatte von klein auf die üble Gewohnheit, beim Sprechen an der unrichten Stelle Atem zu holen, so daß ein schnapper Laut, der wie hap klang, ihm häufig den Satz mitten entzweiriß. Die Aufregung steigerte jetzt das Übel derart, daß der Referendar mit freundlicher Besorgnis bemerkte, der Herr Registrator scheine doch noch recht angegriffen zu sein.

Dieser erwiderte nichts und hielt sich, nach Luft ringend, an seiner Seite. So kamen sie wieder bis zu Nr. 7 zurück, wo sie wie in gemeinsamem Einverständnis auf dem Gehsteig stehenblieben.

Herr Franke zog jetzt die Uhr, in der deutlichen Absicht, sich der unerwünschten Begleitung zu entledigen, und da der andere ihn nicht verstehen wollte, sagte er kurzweg: Ich bitte um Entschuldigung, Herr Registrator, es wird mich freuen, wenn Sie mir ein andermal Gesellschaft leisten, aber für heute habe ich hier eine Verabredung.

Diese Worte erschienen dem Herrn Registrator als der Gipfel der Unverschämtheit.

Bevend antwortete er: Herr Referendar, Ihre Ei — Ihr Selbstgefühl verleitet Sie zu einer irr — er schnappte auf und fuhr fort: —igen Auffassung, sonst würden Sie sich nicht hierher bemühen.

Reden Sie im Fieber, Herr Registrator? Was geht Sie mein Tun und Lassen an?

Dem Registrator gaben die schönen Augen am Fenster Löwenmut. Ich kann nicht dulden, daß Sie eine junge Dame kom — hier zog er abermals Luft ein — promittieren, vor der ich die größte Hoch —

Wie? fragte der Referendar erstaunt.

— achtung habe, vollendete der Registrator atemlos und blaß wie der Tod.

Von welcher Dame reden Sie? fragte der Referendar mit wachsender Betroffenheit.

Der Herr Registrator stammelte in gedämpften Lauten: Ich mache Sie darauf auf — merkksam, daß die Dame soeben am Fenster steht. Es ist nicht passend, daß wir sie zur Zeugin, ha — ap, unsers Gesprächs —

Herr Franke ließ während dieser Rede seine Augen umherschweifen, bis sie auf das seitliche Fenster fielen.

Diese Dame meinen Sie — oh, diese Dame! Er deutete rücksichtslos mit dem Finger hinauf und wand sich vor Lachen. Mein bester Herr Lebrecht, diese Dame verdient nicht, daß Sie sich ihrer annehmen, denn sie sieht nach jedem aus dem Fenster, sie hat ja gar nichts anderes zu tun, sie ist —

Herr Franke! schrie der Registrator außer sich. Ich verbiete Ihnen, solche Beleidigungen auszusprechen.

Ich lasse mir nichts verbieten, sagte dieser und lachte immer unverschämter, indem er bald seinen hilflosen Gegner, bald die Dame am Fenster ansah. Sie nimmt es mir auch nicht übel — ich kenne sie besser, gelt, Schätzchen? rief er hinauf, und eine wahre Fessenseinheit kam über ihn, denn er warf ihr mit beiden Händen Küsse zu und machte eine spöttische Verbeugung um die andere. Und des Mädchens Betragen schien seine Frechheit herauszufordern, denn sie blieb ruhig am offenen Fenster liegen und veränderte während des ganzen Auftritts ihre Stellung nicht.



Dies brachte den unglücklichen Lebrecht aus aller Fassung, aber er wollte sich nicht überwunden geben und wiederholte mit so viel Nachdruck, als er erschwingen konnte, seine vorige Aufforderung.

Machen Sie doch nur die Augen auf, schrie ihn der Referendar an, und sehen Sie, wofür Sie sich ereifern.

Sie werden Abbitte tun, rief der Registrator, mit dem die Rede plötzlich davonlief. Sie sind — und ein beleidigendes Wort war ihm entfahren, ehe er es dachte.

Während des Wortwechsels waren zwei modisch gekleidete Damen, augenscheinlich Mutter und Tochter, um die Ecke gebogen und näherten sich zögernd der Gruppe.

Ich habe jetzt keine Zeit, Herr Registrator, Sie werden morgen von mir hören, sagte der Referendar rasch und eilte den Damen entgegen.

Der Herr Registrator antwortete gefaßt: Ich stehe zu Ihrer Verfügung — und entfernte sich gleichfalls, ohne mehr den Blick nach dem Fenster zu erheben.

Aber innerlich war er völlig zerschmettert. Die Erkenntnis, daß er eine Unwürdige geliebt hatte, war mit furchtbarer Klarheit auf ihn eingedrungen. Darum also wohnte sie so allein in dem leeren Stockwerk, darum zeigte sich nie eine andere Person am Fenster, darum der zierliche Anzug und das ewige Zurschaufstehen! Sie war eine, auf die man mit Fingern deutete, und er, der Registrator Lebrecht, ein Mann im Staatsdienst, der auf seine Person zu halten hatte, war so unvorsichtig gewesen, ihr täglich Fensterparade zu machen, ach, und sein Herz mit allen Fasern an sie zu hängen.

Und sein Ehrenhandel mit dem Referendar! Die Sache war ernst geworden, ehe er sich's versah. Der Referendar Franke galt von der Universität her für einen geübten Pistolenschützen und trefflichen Schläger, der Registrator aber, den sie seiner schlechten Augen halber nicht beim Militär gewollt hatten, war gar nicht imstande, mit einer Waffe richtig umzugehen.

Gewiß, ohne sein Fieber hätte er sich nicht so weit hinreißen lassen, aber geschehen war geschehen, und jetzt konnte er nicht mehr zurück. Er mußte die Dinge gehen lassen, wie sie gingen, aber wenn er tot war, dann sollte die Unglückliche erfahren, wie treu er es mit ihr gemeint hatte.

Herr Lebrecht saß die halbe Nacht an seinem Schreibtisch und schrieb dort Briefe, die nie an ihre Anschrift gelangten.

Des anderen Tages, der ein Sonntag war, wartete er vergeblich auf den Kartellträger seines Gegners. Statt dessen schickte ihm der Referendar gut bürgerlich ein Schreiben durch die Post, welches lautete:

Geehrter Herr Registrator!

Da ich mich oft genug geschlagen habe, um den Vorwurf der Feigheit nicht befürchten zu müssen, stehe ich von allen Weiterungen ab und halte das gestern zwischen uns Vorgefallene Ihrer Fieberanwandlung zugute.

Ferner bestätige ich Ihrem Wunsche gemäß, daß mir nicht das geringste Nachtheilige über Ruf und Charakter der Dame auf Nr. 7 der Gartenstraße bekannt ist. Auch für das fortgesetzte Umfenster-Stehen kann sie billigerweise nicht verantwortlich gemacht werden, da sie gänzlich außerstande ist, sich von da zu entfernen. Diese Unschicklichkeit fällt lediglich dem Hausbesitzer zur Last, der so geschmacklos war, die fragliche Dame auf die Fensterblende malen zu lassen.

Ergebenst

Eduard Franke, Referendar.

Was beim Lesen dieses Briefes in der Seele des Registrators vor sich ging, hat kein Mensch jemals erfahren.

Er getraute sich den ganzen Tag nicht aus dem Hause, denn es schien ihm, als müßte man in der ganzen Stadt von nichts anderem reden als von seinem Abenteuer. Erst gegen Abend, als der Strom der Spaziergänger einer Festmusik nachgezogen war, schlich er

noch einmal den alten Weg nach der Gartenstraße und verschaffte sich mit dem Feldstecher die unwiderlegliche Gewißheit, daß er durch eine auf die Mauer mit Ölmalerei aufgetragene Malerei getäuscht worden war.

Von dem Krapplack, womit der Maler nicht karg gewesen, ging die brennende Wangenröte aus, die den Herrn Registrator immer aufs neue zu dem schmeichelhaftesten Irrtum verführt hatte. Die Schöne selbst existierte so wenig wie ihre Fensterbrüstung, und auch die blühenden Topfpflanzen, das Gemüse, die Gießkanne, alles war Betrug gewesen. Nichts war in Wahrheit vorhanden als die Wipfel des Goldregens und der Stryngen, die an dem gemalten Gemüse emporstrebten, und die Amfeln, die neckisch in den Zweigen pffiffen. Auf der Vorderseite waren nach wie vor die Rolläden niedergelassen und zeugten von einem völlig leeren Hause.

In der Thujahecke fand Herr Lebrecht auch sein Brieflein noch, das ganz vom Regen eingeweicht war, da niemand daran gedacht hatte, es wegzuholen. Mit einem verstohlenen Griff riß er es herunter, zerriß und zerknüllte es in den Händen und vergrub es in seiner Rocktasche. Auf der Brücke besann er sich anders: er blieb stehen und wartete, bis er sich allein sah, dann ließ er den Liebesbrief, mit einem Steinchen beschwert, ganz heimlich und hinter seinem eigenen Rücken ins Wasser gleiten.

Ein Glück, daß bald darauf der Referendar an einen entfernten Posten abberufen wurde und somit den armen Registrator mit seinem Liebesidyll nicht lange mehr necken konnte.

Dieser fuhr fort, zwischen seiner Wohnung in der Kronprinzenstraße und dem Büro auf dem Schillerplatz hin und her zu gehen und Akten zu registrieren, und wurde darüber ein alter Mann.

Er hat nie wieder die Augen zu einem Mädchen erhoben; die eine große Enttäuschung benahm ihm Lust und Mut zu jedem weiteren Versuch. Wenn in seiner Gegenwart die Rede auf Liebesange-

legenheiten kam, so saß er wie auf Nadeln, und lange Zeit dachte er, so oft ein Vorübergehender ihn ansah: Weiß er . . . ?

Langsam und ununterbrochen fiel der Aktenstaub auf seine Seele und verschüttete alles, was je an Jugend und Poesie dort gewohnt hatte.

In die Gartenstraße setzte er nach der beschämenden Entdeckung keinen Fuß mehr, und er bewahrte dem lächelnden Gesicht einen grimmigen Haß, als hätte es ihn wissentlich betrogen.

Im vorigen Frühjahr wurde ihm die Ehre zu teil, daß der einstige Referendar und jetzige Regierungspräsident von Franke, der vor kurzem nach der Residenzstadt versetzt worden war, ihn unter der Tür des Regierungsgebäudes anhielt und ihm vor aller Augen auf die Schulter klopfte.

Nun, Herr Registrator, fragte er wohlwollend, sind Sie noch immer so unternehmend wie vor Zeiten?

Als bei dieser Anspielung in dem verwitterten Gesicht des Registrators eine dunkle Röte aufstieg, setzte der Gewaltige, der offenkundig in unglücklichen Familienverhältnissen lebt, mit einem melancholischen Lächeln hinzu: Seien Sie getrost, Herr Registrator, es können einem Ehrenmann schlimmere Mißgriffe zustoßen als der Ihre, und mancher möchte vielleicht nachträglich wünschen, seine Dame wäre auch eine gemalte gewesen.

Seit jenem Gespräch fühlt sich der Herr Registrator in seiner Manneswürde wieder hergestellt und denkt sogar mit versöhnlicheren Gefühlen an seine Jugendliebe zurück.

An Sonn- und Feiertagen, wenn das Wetter besonders schön ist, geht er jetzt wieder ab und zu durch die Gartenstraße spazieren. Seine Schöne lehnt noch immer am Fenster, aber sie errötet nicht mehr, wenn der Herr Registrator des Weges kommt, denn auch sie ist alt geworden, der viele Regen hat ihr die verführerischen Farben vom Gesicht gewaschen, und wenn die neuen Hausbesitzer kein Einsehen haben, so wird sie in kurzem ganz von der Mauer verschwunden sein.

---

## Mare

Es gibt Augenblicksbilder, flüchtig gesehene Erscheinungen des Lebens, die eine unverlöschliche Spur in der Seele zurücklassen.

Ein solches Bild begegnete mir jüngst, als ich an einem trüben Novembermorgen mit ein paar deutschen Freunden von Venedig nach Chioggia fuhr. — Nichts Traurigeres als die Lagune an einem traurigen Tage. Die zahllos zerstreuten Inseln sahen, in Nässe und Nebel begraben, wie lauter Orte der Verdammnis aus. Ein niedriger, bleigrauer Himmel hing über einem bleigrauen Meere, und die rostroten Streifen, welche, die flachen, von der Flut bedeckten Sandbänke bezeichnend, sich weithin durchs Wasser zogen, gaben dem melancholischen Bilde noch eine besonders düstere, fast möchte ich sagen tragische Färbung.

Unsere Schiffsgesellschaft bestand zumeist aus schweigsamen Chioggioten mit schweren Holzschuhen, Mützen, worauf der Schimmel wuchs, und goldenen Ringen in den Ohren. Ein Weib in venezianischer Tracht, einem vielgefleckten, grünlich schillernden Schal, der einst schwarz gewesen, mit Spuren von Schönheit im edel geschnittenen Gesicht saß unter ihnen und zählte gierig wieder und wieder eine Handvoll Centesimi, die aller kleinste Münze des Landes; sie erschien mir wie das lebendige Sinnbild des tiefen Elends, zu dem die einstige Beherrscherin der Meere herabgesunken ist. Nur im hinteren Schiffsraum suchte ein Haufe junger Burschen die traurige Eintönigkeit des Tages durch Gesang und lautes, von Gestikulationen begleitetes Sprechen zu bekämpfen.

Sie sangen mit vollen, wohlgeübten Stimmen das melodische Schifferlied:

Vieni sul mar,  
Vieni a vogar . . . ,

in dem sich wie in einer sanft gleitenden Gondel alle Zauber der venezianischen Sommernacht wiegen.

Aber unter diesem Himmel versingen die Zauber nicht. Die graue, unbegrenzte Wasserfläche mit den schwarzen Fahrzeugen, die darüberstrichen, hauchte eine Trostlosigkeit aus, vor der man sich nicht retten konnte. Es war, als schwämme man zwischen Särgen einer feuchten, grauumflorten Ewigkeit entgegen, über der die goldene Erden Sonne niemals wieder scheinen sollte.

Wir glitten so nahe an San Clemente hin, daß das tierische Brüllen der dort eingeschlossenen weiblichen Irren uns zerreißen in die Ohren schlug. Nur in der Nähe von Tierbuden hört man sonst ähnliche Laute. — Wie ein Riesengiftpilz schwamm die Insel des Grauens, auf der kein Halmchen grünt und jeder Fußbreit mit den trostlos kahlen Backsteinbauten übermauert ist, auf dem Wasser. Ihr schwarzes Gittertor müßte die Aufschrift tragen: *Lasciate ogni speranza*, denn keine von den dort Eingemauerten kehrt jemals aus dem traurigen Asyl ins goldene Leben zurück. Und wie unheimlich weit sie sich ausdehnt, diese Feste des Wahnsinns — sie ist wohl zweimal so groß wie das gegenüberliegende San Servilio, das die männlichen Geisteskranken beherbergt. Woher das auffallende Überwiegen des weiblichen Geschlechtes unter den Heerscharen des Wahnsinns? Wirkt die unaufhaltsame Entartung, der dieser schöne Menschenschlag verfallen ist, im Weibe rascher und verheerender? Oder ist es der wirtschaftliche Niedergang mit seinem Gefolge von häuslichem Elend, das schwerer auf dem Gemüt der Frauen lastet?

Der Anblick unseres kleinen Dampfers mußte in diesen Lebendigtoten den Drang nach Freiheit geweckt haben, Köpfe wurden an den Fenstern sichtbar, Hände streckten sich durch die Gitter, und

in dem unartikulierten Geheul, mit dem wir begrüßt wurden, konnten wir die Rufe: Oh andemo! Andemo! unterscheiden.

Vieni sul mar,  
Vieni a vogar

schallte es in grausamem Hohne aus dem Hinterraum unseres Schiffes zurück, während wir ins Weite schwammen.

Ein großes schwarzes Schifferboot, von zwei Männern gerudert, kreuzte unsern Weg. Darin saß unbeweglich ein Weib im schwarzen Schal, der ihr Brust und Schultern verhüllte, und neben ihr ein Mann, den der zugeknöpfte Überrock und eine gewisse amtliche Haltung als Angestellten kenntlich machten. Das Boot kam aus der Richtung von Chioggia und fuhr eben hart an einer der Inseln — es war, wenn ich nicht irre, San Piero in Volta — hin, da gellte vom Strand der laute Schrei einer Kinderstimme: Mare!<sup>1</sup> Mare! Mare!

Es klang so schrill und herzdurchdringend, daß alle Blicke sich nach jener Seite wandten.

Ein kleiner, etwa achtjähriger Junge war aus einem der elenden Häuschen am Uferdamm herausgestürzt und rannte schreiend und mit den Armen winkend auf das Wasser zu, das sich hier in einer seichten Bucht landeinwärts schmiegt.

Ein paar Weiber waren hinter ihm her und suchten ihn zurückzuhalten, doch er riß sich verzweifelt los und, immer Mare! Mare! rufend, sprang er geradeaus ins Wasser und watete durch Schlamm und Tang nach der offenen Lagune hinaus. Die Flut stieg ihm allmählich bis zum Hals, aber er ließ nicht ab, sondern rang sich mit Armen und Beinen durch das Wasser, dem Fahrzeug mit dem schwarzgekleideten Weibe nach, indem er mit der letzten Kraft seiner Lungen Mare! Mare! schrie.

Er konnte nicht richtig schwimmen, er zappelte bloß im Wasser und mußte ertrinken, wenn niemand beisprang. Die Weiber

<sup>1</sup> Im venezianischen Dialekt für madre.

kreischten untätig am Ufer; von unserem Dampfer, der weiterfuhr, schrie ihm die Mannschaft zu: Kehre' um, du Narr, kehre' um!; aber er hörte und sah nichts als das schwarze Boot, das ihm die Mutter entführte. Schon versank er bis über den Mund, seine Kleider sogten sich voll und zogen ihn hinunter, er verwickelte sich in den treibenden Tang und schnappte mit vorgequollenen, krampfhaft gerollten Augen nach Luft, aber noch immer strebte er mit den Armchen weiter hinaus, und noch immer hörte man den gurgelnden Ruf: Mare!, als endlich am Strand zwei Männer einen Kahn flottmachten, um zu Hilfe zu eilen.

Wir fuhren schon weit und sahen nur noch aus der Ferne, wie sie glücklich zur Stelle kamen und eine triefende, zappelnde Last in ihren Nachen zogen.

Das schwarze Boot mit dem verhüllten Weibe glitt unaufhaltsam, lautlos wie eine Totenfähre, San Clemente zu. Die darin saß, war ein armes Weib aus San Piero in Volta, das wegen Geistesstörung zu seinen Eltern nach Chioggia zurückgebracht worden war und heute von dort als unheilbar nach der Insel der Lebendigtoten übergeführt wurde.

Ihr Knabe hatte sie erkannt, wie sie, in ihren schwarzen Schal gewickelt, in Begleitung eines Beamten der Anstalt teilnahmlos an ihrem Hause vorüberfuhr, und war, da sie seinem Rufen taub blieb, in der Verzweiflung ins Wasser gesprungen, um ihr nachzuschwimmen.

So erklärte mir die Frau im geflickten Schal, die einzige von der ganzen Schiffsgesellschaft, die dem Vorgang mit Teilnahme gefolgt war, denn unsere Chioggioten hatten die ganze Zeit über gleichgültig weiter geraucht.

Ich habe nie etwas Tragischeres gesehen als dieses verzweifelnde, untersinkende Kind und diese Mutter, die ihr eigenes Fleisch und Blut nicht mehr erkannte, die an seiner Todesangst vorüber stumpf und abgestorben ins Leere sah.

In diesem Bilde lag das ganze Maß von Jammer, das in der



Menschenseele Raum hat, vor allem in der Kinderseele, die von keiner Ergebung wissen kann. Ich zweifle nicht, daß dieser kleine Junge sich schnell genug — vielleicht noch schneller als ein deutsches Kind im gleichen Falle — über seinen Verlust getröstet haben wird. Vielleicht spielte er schon nach einer Stunde wieder ganz lustig unter seinen Kameraden mit den Kieseln und Muscheln am Strand. Die Natur des Südens erlaubt ihren Kindern kein langes Trauern und Gramen. Schnell pflanzt sie über Leid und Tod das Banner der Freude wieder auf; das sollten wir auch an jenem Morgen erfahren, denn als wir uns Chioggia näherten, erhellte sich der Horizont mit einem Ruck, als ob ein Vorhang weggezogen würde. Die Sonne brach hindurch, der Himmel rückte hoch hinauf und wurde leuchtend blau. Hunderte fischender Möwen ruhten als weiße Punkte auf der glitzernden Flut. Die gelbrotten Segel standen körperlos wie farbige Erscheinungen gegen den Himmel, die weiße Häuserreihe von Palestrina schimmerte in blendendem Lichte, das auch San Piero in Volta umfloß, und bald darauf war die ganze Lagune nur noch ein einziges, unübersehbares Silbergestimmer.

In meiner Erinnerung aber blieb das Bild des halbertrunkenen Knaben unverwischbar zurück, es sieht mich mit vorgequollenen Augen an, wie ein Bild der verzweifelnden Menschenseele selbst, wenn ihr das Liebste fühllos weggerissen wird, und wie aus den Tiefen der Dinge heraus ruft eine Stimme voll namenlosen Jammers: Mare! Mare!

---

## Wie der Pfarrer Mathesius den Verstand verlor

Ja, das menschliche Gewissen ist ein wunderliches Ding, sagte mir kürzlich Dr. H., der Badearzt eines kleinen Schwarzwaldkurorts, als das Gespräch zufällig auf krankhafte Seelenzustände gekommen war. Bekanntlich hat niemand einen so ruhigen Schlaf wie die großen Verbrecher. Dagegen kann irgendeinem Unglücklichen, der nie ein Wässerlein getrübt hat, eines schönen Tages das Gewissen auswachsen und zur Bucherung entarten, die den ganzen Organismus aufzehrt. Lassen Sie sich einen wunderlichen Fall aus meiner Praxis erzählen.

Der Pfarrer Mathesius war verhältnismäßig frühe an die Spitze einer ansehnlichen, gegen tausend Seelen zählenden Gemeinde berufen worden. Die Herde bedurfte nämlich einer streitbaren Kraft, denn unter ihrem früheren Hirten, der ein alter gebrechlicher Mann war und fünf gerade sein ließ, hatte sich in dem Ort eine starke methodistische Propaganda entwickelt, die die Sorge für die verirren Schafe zu übernehmen strebte. Daher hatte das Konsistorium, um den verlorenen Boden zurückzugewinnen, den noch jungen und wegen seines Eifers wohlbekannten Mathesius auf den erledigten Posten gestellt. Mathesius ging mit Feuer ins Zeug, und in zehnjähriger Amtstätigkeit war es ihm gelungen, die verwahrloste Gemeinde völlig zu reformieren und die eingedrungene Sekte Schritt für Schritt zurückzudrängen. Denn mein Freund Mathesius war ein gewaltiges Rüstzeug, und seine kräftigen Predigten, in denen er mit dem Schwefel der Hölle nicht sparte, waren gerade die rechte geistliche Kost für die derben Magen un-

frer Schwarzwaldbauern. Da er aber wußte, daß allzuscharf scharf macht, so achtete er darauf, auch im Donnern das Maß nicht zu überschreiten, und dem Kopfhängerischen Wesen der Sektierer gegenüber führte er gerne das ‚fröhliche Christentum‘ im Mund, das Leib und Seele frisch erhalte, denn es war einer der guten Grundsätze, mit denen er sein Amt angetreten hatte, daß seine Schafe dem Herrn mit Freuden und nicht in Trübsal dienen sollten.

Am einem Julisonntag des verflossenen Jahres, nach der Kirche, als er noch glühend vom Eifer seiner Predigt auf dem schmalen Wiesenweg gegen das Pfarrhaus zuwanderte, wurde er von einem seiner Pfarrkinder überholt und angeredet. Es war der Löffler-Jakob, ein Tagelöhner, den der Pfarrer vor acht Tagen an fast derselben Stelle tüchtig abgekanzelt hatte, denn der Mann war hinter die Kirche gegangen und hatte sich am hellen Sonntagmorgen beim Ochsenwirt einen Rausch geholt, noch dazu in Schnaps.

Der Löffler-Jakob war sonst, um mit den Dörflern zu reden, ‚kein unebener Mann‘, er galt für den fleißigsten und tüchtigsten Tagelöhner im Ort, aber er hatte die unglückliche Gewohnheit, sich am Samstag, sobald er Feierabend gemacht hatte, einen Rausch anzutrinken, der über den ganzen Sonntag anhielt und meist am Montag mit Kirschwasser frisch begossen wurde. Am Dienstag morgen stellte sich der Mann regelmäßig wieder zur Arbeit ein und hielt sich den Rest der Woche ganz brav, um am Samstag abend in das alte Laster zurückzufallen. Heute aber kam der Löffler-Jakob aus der Predigt und war augenscheinlich vollkommen nüchtern. Der Pfarrer wollte eben seiner Freude über die Rückkehr des verlorenen Sohnes Ausdruck geben, als dieser mit verstellter Demut fragte:

Herr Pfarrer, darf denn das fröhliche Christentum so weit gehen, daß ein Kirchengemeinderat, der noch dazu beweibt ist, eine Witfrau küßt?

Unfinn! Was schwätzt Ihr daher? entgegnete der Pfarrer unwillig. Kein verheirateter Mann darf eine Witfrau küssen, am wenigsten ein Kirchengemeinderat.

So, antwortete der Löffler-Jakob mit einem schadenfrohen Funfeln in den Augen. Dann wär's gut, wenn das der Hofbauer Stoß auch wüßte.

Was soll das heißen? rief der Pfarrer entrüstet. Der Stoß! — So ein würdiger, gesetzter Bauer und nicht wissen, was Gottes Gebot ist! — Was soll das heißen? Wißt Ihr, was Ihr redet?

Ja, Herr Pfarrer, war die hämische Antwort, auch den Würdigen und Gesetzten kann das Malör passieren, daß ihnen was Sauberes in die Augen sticht.

Damit wollte sich der Löffler-Jakob empfehlen, aber der Pfarrer hielt ihn zurück.

Redet, wenn Ihr mir was zu sagen habt! Wie kommt Ihr auf den Einfall, Mann?

An dem Einfall sind meine beiden Augen schuld. Oder vielmehr, der Herr Pfarrer selber ist schuld daran, der mir so einen heiligen Schrecken eingejagt hat vor dem Trinken, daß ich gestern abend, als ich beim Talmüller mit der Arbeit fertig war, den Umweg durchs Mittentaler Wäldchen genommen hab', nur um nicht am Ochsen vorbeizumüssen. Wie ich da so vor mich hingeh', kommt mir mit eins der Stoß entgegen, so breit er ist, mit seinen dicken silbernen Knöpfen an der Weste. Ich drück' mich ins Gebüsch, damit ich ihm nicht zu begegnen brauche, denn von der anderen Seite seh' ich schon die Witfrau Manz herkommen, die einen schweren Korb Holz auf dem Kopf trägt. Den setzt sie bei der Steinbank ab, und ich seh', wie der Herr Kirchengemeinderat mit ihr scharmiert, und wie er sie in den Arm nimmt und küßt. Da hab' ich bei mir selber denken müssen: das wird wohl das fröhliche Christentum sein, das dem reichen Bauern in die Glieder gefahren ist bei der großen Hitze. Und ich hab' bloß den Herrn

Pfarrer einmal fragen wollen, ob das fröhliche Christentum nur für die Kirchengemeinderäte da ist, oder ob unsereiner auch mitmachen darf!

Der Pfarrer donnerte zwar den Hohn des Löffler-Jakob gebührend nieder, aber die Mitteilung des Mannes machte ihm zu schaffen. Ein Kirchengemeinderat und eine Witwe küssen! Sein erster Antrieb war, sofort einzuschreiten und das Argerniß von der Kanzel herab zu brandmarken. Aber dieser Stoß war einer der angesehensten Bauern, schwer reich und bis dahin gänzlich unbescholten. Erst seit drei Jahren im Amt, das er zu allgemeiner Zufriedenheit verwaltete, war er dem Pfarrer in allen Gemeindeangelegenheiten unentbehrlich. Ebenso bedurfte man seiner bei den Wahlen, um sozialdemokratische Strömungen niederzuhalten, kurz, der Stoß war so recht eine breite und feste Säule des Bestehenden, ein Wächter der Ehrbarkeit, ein Spiegel für die ganze Gemeinde. Durfte man einen solchen Mann bloßstellen? Es war ihm schon, als hörte er die Methodisten schadenfroh sagen: Ei, der Stoß! Der Kirchengemeinderat, die rechte Hand des Pfarrers Mathesius. Wer hätte das gedacht? Wenn solches am grünen Holze geschieht —

Nein, dem Stoß konnte man nicht zu nahetreten, ohne sich selbst und alle Guten mitzuschädigen. Aber hinwiederum, sagt nicht die Schrift: Wenn dich dein Auge ärgert, so reiße es aus und wirf's von dir?

Unter solchen Gedanken ging der Pfarrer Mathesius nach Hause, wo er rastlos im Zimmer auf und ab schritt. Die Eßlust war ihm vergangen, die Ungewißheit zog ihn hin und her, er wußte sich nicht zu raten noch zu helfen.

Unglücklicherweise war die Pfarrerin, bei der er sich sonst Rats zu erholen pflegte, verreist, und als sie zurückkam, hatte sich der Zweifel schon so tief in die Brust des Pfarrers eingefressen, der Fall erschien ihm so schwierig und verwickelt, daß er von dem einfachen Verstand seiner Frau keine Hilfe mehr hoffte. Auf der

einen Seite die Pflicht, den Fehltritt zu rügen, zu verhindern, daß er sich wiederholte, auf der anderen die Furcht vor dem Aufsehen, die Sorge für den Frieden der Gemeinde.

Welche Pflicht ging der anderen vor? Ein halbes Jahr lang besann er sich, und je mehr er dachte, desto minder wurde er schlüssig.

Wenn er fortan den Löffler-Jakob ins Wirtshaus gehen sah, wich er ihm in einem breiten Bogen aus, denn er wagte ihn nicht mehr zu stellen, er fürchtete sich vor des Mannes schadenfrohen Augen.

Endlich konnte er diesen Zustand nicht länger ertragen und wandte sich schriftlich an seinen Dekan um Weisung, wie er sich zu verhalten habe.

Der Dekan antwortete unverzüglich in etwas scharfem Ton: Der Kirchengemeinderat hat dem ganzen Ort das Exempel zu geben. Ein unwürdiges Mitglied kann nicht geduldet werden. In solchem Falle heißt es: einschreiten, je schneller, desto besser! Ich begreife nicht, was der Herr Kollege hierbei zu bedenken findet.

Dieser Brief traf den Pfarrer Matthesius wie ein Peitschenhieb. Ohne Zeit zu verlieren, begab er sich in das Haus des Stoz und machte ihm Vorhaltungen.

Ein Kirchengemeinderat, sagte er, muß der ganzen Gemeinde als Beispiel voranleuchten und darf nicht mit der bösen Tat den Anfang machen. Von Ihnen geht die Rede, daß Sie es mit der Witwe Manz halten.

Der reiche Bauer probierte eben einen neuen Gaul auf seinem Hof. Als er des Pfarrers ansichtig wurde, gab er das Pferd seinem ältesten Jungen zum Wegführen und ging, das Köppchen in der Hand, dem Besuch entgegen.

Bei den strengen Worten des Pfarrers aber machte er ein Gesicht, als ob er vom Himmel fiel.

Ich mit der Witwe Manz! Herr Pfarrer, das wär' ja gegen Gottes Gebot.

Sind Sie nicht an einem Samstag abend im verflossenen Juli da hinten im Mittentaler Wäldchen bei der Steinbank der Wittve Manz begegnet, haben mit ihr geredet und sie geküßt?

Herr Pfarrer! Auf Ehr' und Seligkeit, rief der Bauer mit der ganzen Entrüstung der Unschuld, indem er die Hand auf die Brust legte, wer Ihnen das gesagt hat, mag sehen, wie er die Lüg' vor unfrem Herrgott verantwortet. Ich hab' mit der Wittve Manz nie anders als in Ehren zu tun gehabt.

Die ehrliche Empörung des Bauern und sein biederes Aussehen wirkten mit solcher Überzeugungskraft auf den Pfarrer, daß er sich über seinen Kirchengemeinderat ganz und gar beruhigte. Aber es grub ihm in der Seele, daß er jetzt einen Verleumder in der Gemeinde hatte, und bei der ersten Begegnung setzte er den Löffler-Jakob zur Rede.

Der Löffler-Jakob aber blieb dabei, daß der Hofbauer Stosz an jenem Juliabend die Wittve Manz geküßt habe, und erbot sich, eine Zeugin zu stellen in Person der alten Huberin, die an eben jenem Samstag abend im Mittentaler Wäldchen Erdbeeren gesammelt hatte.

Der Pfarrer ließ die alte Huberin rufen.

Ist es wahr, Huberin, daß Ihr verflossenen Juli im Mittentaler Wäldchen den Hofbauern Stosz gesehen habt, wie er die Witfrau Manz küßte?

Ja, Herr Pfarrer, das ist gewißlich wahr, ich kann's vor unfrem Herrgott beschwören, war die Antwort.

Der Pfarrer war tief erschüttert. Also ein Kirchengemeinderat konnte sich nicht nur soweit vergessen, eine Wittve zu küßen, er war daneben auch noch imstande, seinen Pfarrer zu belügen.

Das durfte nicht so hingehen, wenn nicht Gottes Zorn über die Gemeinde kommen sollte! Hier bedurfte es einer exemplarischen Rüge und, auch wenn der Mann zu Kreuze kroch, der schleunigen Enthebung von einem Amt, das er unwürdig bekleidete.

Aber beim ersten Wort, das er zum Stosz sagte, spie dieser Feuer

und Flammen. Er verlangte den Namen des Ehrabschneiders zu wissen, der ihn bei seinem Pfarrer verdächtigt habe, und als er ihn erfuhr, lief er aufs Amtsgericht und reichte eine Klage wegen Verleumdung ein.

Der Beklagte Löffler-Jakob ließ sich nicht einschüchtern, sondern erbot sich, den Wahrheitsbeweis zu erbringen. Beide Parteien standen sich auf dem Amtsgericht gegenüber. Der Löffler-Jakob hatte die alte Huberin und noch eine weitere Person als Zeugen laden lassen. Die beiden beschworen, es mit angesehen zu haben, wie der Kirchengemeinderat Stoß im Juli an einem Samstag abend im Mittentaler Wäldchen die Witwe Manz küßte.

Für den Stoß dagegen zeugte die Witwe Manz, die den Kuß in Abrede stellte und mit ihrem Eid bekräftigte, daß er ihr nur, als sie bei der Steinbank rastete, den Korb mit Holz wieder auf den Kopf geladen habe. Im Verlauf der Verhandlungen trieben die beiden noch einen Zeugen auf, der unter Vereidigung auf ihre Seite trat.

Ärger als je entsetzte sich der Pfarrer Mathesius. Notwendig mußten da von den vier vereidigten Personen zwei meineidig sein. Daß man bei der angegebenen geringen Entfernung das Aufladen eines Korbes bona fide mit einem Kuß verwechseln könne, schien ihm völlig ungläubhaft. Also hatten die beiden Zeugen des Löffler-Jakob wissentlich falsch geschworen, oder, was noch schlimmer war, der Stoß die seinigen zum Meineid verleitet. Wohin war es mit der Mustergemeinde gekommen?

Der Amtsrichter jedoch, ein gewesener Korpsstudent, der den Kuß nicht so schwer nahm wie der Pfarrer, redete zum Guten, und es kam ein Vergleich zustande, wonach der Kläger seine Klage zurückzog und die Parteien zu gleichen Teilen die Kosten trugen. Der Meineid wurde nicht untersucht, und eine Zeitlang ruhten die Waffen.

Da wird es auf einmal ruchbar, daß der reiche Stoß dem armen Löffler-Jakob seinen Teil der Prozeßkosten insgeheim ersetzt hat.



Die Sach' steht auf S—federn, sagen die Bauern und lachen, und auch der Pfarrer, der recht wohl weiß, wie stramm sonst der reiche Stotz die Schnüre seines Geldsäckels zusammengezogen hält, sieht wohl ein, daß diese plöbliche Freigebigkeit nicht nach gutem Gewissen schmeckt.

Der arme Mathesius findet sich in größeren Nöten als je zuvor. Wie darf er einen Kirchengemeinderat dulden, der zu dem Vergehen des Kusses auch noch meineidig geworden ist? Aber soll er den Kampf von vorne beginnen, die Gemeinde in neue Unruhe stürzen, es am Ende erleben, daß der Methodistenprediger sich ans Steuer des Schiffleins setzt, das er, der berufene Steuermann, nicht regieren kann. Und sagt nicht der Herr: Mein ist die Rache?

Sobald er sich aber bei diesem Spruch beruhigen will, mahnt ihn eine Stimme, daß er ja selbst der Diener ist, der den Willen des Herrn zu vollstrecken hat, und er stürzt in neue Zweifelsqualen. Immer sieht er den Stotz vor sich, breitbeinig und vierschrotig, wie er die bildsaubere Witwe Manz im Arm hält und ihre Lippen küßt, die so rot sind wie die Erdbeeren der alten Huberin.

Doch zum Glück erlischt jetzt die Amtszeit des Stotz, wodurch das Argerniß von selbst ein Ende hat, und erleichtert will der Pfarrer aufatmen.

Aber es sollte anders kommen. Mit Stimmeneinheit wird der Stotz wiedergewählt.

Der Pfarrer ist außer sich. Entweder der Stotz hat mit Unrecht das Vertrauen der Gemeinde, und das darf er, der Seelenhirt, nicht dulden, oder die Gemeinde ist so schwach im Eifer, daß sie sich aus seinen Sünden nichts macht, und das darf er erst recht nicht dulden.

Nach einer schlaflosen Nacht findet der Pfarrer doch einen glücklichen Ausweg. Er begibt sich persönlich zum Stotz und redet ihm zu, freiwillig zurückzutreten.

Ich bin unruhig, Herr Stotz. Sie können mir das nicht übel-

nehmen nach allem, was geschehen ist. Darum wäre es das beste für Sie und alle, Sie brächten die Sache selbst ins reine, indem Sie die Wahl ablehnten!

Der Stolz ließ mit sich reden.

Das Amt sei ja kein bezahltes, meinte er, und auf Ehren sei er nicht veressen, er habe das nicht nötig, er, der reiche Stolz. Ja, wenn das Amt seine zwanzig bis dreißig ‚Märker‘ im Jahr eintrüge, wie etwa das des Kirchengemeindepflegers, dann würde er sich wohl besinnen, aber so bloß der Ehre wegen — er zuckte die Achseln — seine Mitbürger wüßten ja ohnehin, wie sie mit ihm dran seien, er brauche sich, Gott sei Dank, nicht erst um ihre gute Meinung zu bemühen, und wenn dem Herrn Pfarrer ein Gefallen damit geschehe, sei er bereit, sich zurückzuziehen.

Aber mein armer Pfarrer sollte keine Ruhe finden.

Wenige Tage danach redet ihn eines seiner Pfarrkinder auf der Straße an: Sie, Herr Pfarrer, das war auch nicht schön von Ihnen, wie Sie's dem Stolz gemacht haben! Den Stolz, den hätten wir gern im Kirchengemeinderat behalten. Der hat sein' Sach' verstanden. Der neue, der jetzt da ist, weiß weder hist noch hott — und noch mehr solcher ländlich gewürzter Freimütigkeiten, die dem Pfarrer Mathesius ins Herz schnitten. Ein tiefer Zwiespalt beschlich ihn. Er mußte einsehen, daß er bei aller Mühe es doch niemals recht machen konnte. Womit hatte er sich denn vergangen, daß ihm in dieser Sache alles fehlschlug? Er ging in sich und prüfte die Vorwürfe, die gegen ihn erhoben wurden. War es recht, so scharf gegen den Stolz einzuschreiten? Und wo blieb das Ideal vom fröhlichen Christentum? Heißt es nicht: Wer ohne Sünde ist —?

Hier traf ihn plötzlich eine Erinnerung wie ein Dolchstoß ins Herz. Er selber hatte ja seiner Zeit die Witwe Manz begünstigt, indem er eine Bittschrift für sie einreichte, damit ihr krankes Söhnchen in eine Ferienkolonie aufgenommen würde. Und der alten dünnen Huberin hatte er's abgeschlagen, als sie ihn bat, ihr Besuch um

einen Aufenthalt im Wildbad zu unterstützen, wo sie ihren Rheumatismus loszuwerden hoffte.

Das hilft ja doch nichts mehr, hatte er ihr rundweg gesagt, so ein alter Sicht in so einem alten Gestell, den bringt kein Wasser dieser Erde mehr weg. Tragt's mit Ergebung, weil's Gottes Wille ist, und behelft Euch vollends, drüben haben alle Gebresten ein Ende.

Warum hatte er das getan? Er schlug an seiner Brust und sagte sich: Ich hab's getan, weil die Witwe Manz jung und bildsauber ist, die Huberin aber eine garstige alte Schachtel. Ich habe andere richten wollen, da ich doch selbst in Sünden wandle, ich habe den Splitter gesucht im Aug' meines Nächsten und den Balken nicht gesehen im eigenen.

Tiefer und tiefer versank er in seine Grübeleien. Jetzt tauchte ihm die Frage auf, ob nicht die Gedankensünde, deren er sich schuldig finden mußte, anderen schon früher bekannt geworden sei als ihm selbst.

Mußten sie nicht sagen: Warum hat er denn zuerst ein halbes Jahr gewartet, ehe er gegen den Stoß vorging? Natürlich, weil er selber nicht sauber ist. — Und warum hat er dann schließlich doch gesprochen? — Als es nicht länger zu vertuschen war. — Mit tiefem Schrecken glaubte er jetzt zu sehen, in welchem Licht er vor seiner Gemeinde stand.

Ob sie wohl schon alle von ihm sprachen? Soeben gingen zwei Bauernweiber vorbei, die er beide konfirmiert hatte.

Guten Abend, Herr Pfarrer!

Guten Abend miteinander!

Nach zwei Schritten blieb er stehen und sah zurück. Richtig, da steckten sie die Köpfe zusammen und zischelten! Und von wem konnten sie sprechen, wenn nicht von ihm?

An der Ecke der Dorfstraße trieb sich ein Rudel Kinder umher und lachte. Als er näher kam, verstummte das Gelächter, und die Mühen flogen in die Höhe. Der Pfarrer ging weiter, den

nagenden Wurm im Herzen. Er zweifelte keinen Augenblick, daß die Kinder über ihn gelacht hatten. Und mit einem Male fiel ihm auch jene Stelle aus dem Brief seines Dekans wieder ein: Ich begreife nicht, was der Herr Kollege hierbei zu bedenken findet. Die Worte waren nicht unterstrichen gewesen, aber der Pfarrer unterstrich sie sich jetzt in Gedanken. Augenscheinlich hatte schon damals sein Vorgesetzter gedacht, was jetzt die ganze Gemeinde dachte.

Er konnte zur großen Bestürzung der Pfarrerin bei der Abendmahlzeit keinen Bissen hinunterbringen und schief die Nacht nur wenig; sie hörte ihn oft seufzen und sich im Bette hin und her werfen.

Gegen Morgen entschlummerte Mathesius und wandelte in friedlichen Gefilden ohne Schuld und Reue. Da weckte ihn ein Chor lauter Stimmen von der Straße herüber. Es waren die Chorkinder, die drüben in der Schule einen Bußpsalm sangen. Deutlich vernahm der Pfarrer die Worte:

Jesus nimmt die Sünder an!  
Sagt doch dieses Trostwort allen,  
Welche von der rechten Bahn  
Auf verkehrten Wegen wallen. —

Mit Gewalt fiel der Mühlstein auf seine kaum befreite Seele zurück. Also auch der Schulmeister hatte diesen Choral eigens ausgewählt, um seinen Pfarrer durch die Stimme der Unmündigen zur Umkehr und Buße zu ermahnen. Die Einbildung, daß auch der Schulmeister ihn überwache, wirkte vollends ganz zerrüttend auf sein Gemüt.

Von da an fand der Pfarrer keinen Halt noch Frieden mehr. Alles was geschah, bestärkte ihn in seinem Wahn, überall hörte er Anspielungen, jedes zufällige Wort hielt er auf sich gemünzt. Wo er sich zeigte, glaubte er, die Leute flüsterten hinter seinem Rücken: Das ist der Pfarrer, der es mit der Witfrau hält. Unab-

lässig grübelte er über seine vermeintliche Schuld und die Gedanken der Menschen über ihn. Allmählich verwirrte sich dabei sein Geist und zuweilen schien es ihm jetzt, als habe er an jenem Juliabend im Mittentaler Wäldchen bei der Steinbank die Witwe Manz geküßt.

Erschreckende Anzeichen stellten sich ein. Wenn er auf der Kanzel stand und wie früher gegen die Sünden der Weltkinder donnerte, brach ihm plötzlich am ganzen Leibe der Schweiß aus, und er begann zu zittern. Er neigte zwar überhaupt zur Schweißbildung, aber daran dachte er nicht mehr. Schwitzen auf der Kanzel! War das nicht ein sichtbares Zeichen, daß er unwürdig da oben stand? Er konnte nicht einmal sein Taschentuch ziehen und sich die Stirne trocknen, denn — was hätten seine Zuhörer von einem Pfarrer denken müssen, der auf der Kanzel schwitzte? Hätten sie nicht sagen müssen: Es ist das böse Gewissen, das ihm den Schweiß austreibt, wenn er gegen die Sünden anderer eifert?

Denn er eiferte jetzt stärker als zuvor, weil er fürchtete, daß jede Lauheit ihm als das Bewußtsein eigener Schuld gedeutet würde. Ab und zu kamen ihm freilich doch noch Zweifel an der Wirklichkeit dieser Schuld, aber eine immer wieder aufsteigende innere Angst übertäubte alles.

Als er einem seiner Pfarrkinder die Grabrede hielt und beim ‚Lebenslauf‘ eines kleinen Fleckens erwähnte, blies ihm von hinten etwas kalt in den Nacken, daß er fürchtete, kopfüber in die offene Grube zu fallen. Er trat einen Schritt zurück und redete weiter. Aber nun war es ihm, als ob alle Versammelten sich grenzenlos über dieses Zurücktreten verwundern und sich fragen mußten: Was kommt nur unserem Pfarrer an? Sitzt ihm denn der Böse im Nacken?

Von da an konnte er nie mehr an den Rand eines Grabes vortreten, sondern hielt sich, wenn er die Leiche einsegnete, immer zwei Schritte entfernt, und der Küster mußte hart neben ihm stehen, damit er sich im Notfall halten konnte.

Den besorgten Fragen der Pfarrerin wich er aus, und vor ihren forschenden Augen senkte er die seinigen schein und schuldbehaftet. Und immerwährend verfolgte ihn die Witwe Manz, aber nicht mehr in ihrer verlockenden Evasgestalt mit den erdbeerrotten Lippen, sondern wie das Schreckbild der begangenen Sünde, aschfahl und ängstlich. Stand er auf der Kanzel und predigte vom Scherflein der Witwe, so verwickelte er sich, als wollte er sagen ‚der Witwe Manz‘, er sagte es zwar nicht, denn er brach noch rechtzeitig ab, nun aber machte ihn das jähe Steckenbleiben bestürzt, es schien ihm, als müßte die ganze Gemeinde in Gedanken den ausgebliebenen Namen hinzusetzen, und später geriet er sogar in Zweifel, ob er ihm nicht etwa dennoch entfahren sei.

In seiner Gewissensangst beschloß Matthesius, sich vor seiner Ehehälfte zu demütigen und gemeinsam mit ihr sein Inneres zu durchforschen. Er breitete sein ganzes Leben vor ihr aus wie vor einem Beichtvater. Sein Wandel schien ihm sündig und besleckt von Anfang an. Er ging bis auf die Tage ihrer ersten Bekanntschaft zurück. Ihre heimlichen Zusammenkünfte hinter dem Rücken der Eltern und die Verlobung ohne väterliche Einwilligung beunruhigten nachträglich sein Gewissen.

Die Pfarrerin, eine leidlich kluge, aber nicht mit feinen seelischen Lastorganen begabte Frau war natürlich von diesen Selbstwürfen, die sie mitangingen, wenig erbaut, und da er im Eifer der Demut auch sie in seine Zerknirschung hereinziehen suchte, begehrte ihr Tugendstolz auf. Um sich selbst zu rechtfertigen, bewies sie ihm haarscharf, wie sehr von Anfang an in ihm die Wurzel alles Bösen gewesen, und schwärzte noch seine Sünden, statt sie ihm auszureden. Er ließ das alles willig über sich ergehen und gab zu, daß sein Herz im Argen liege, aber er bestand darauf, daß auch sie sich an die Brust schlage, und entzündete damit unerwartet einen Eehader.

Was, ich? rief empört die Pfarrerin. Soll ich schuld sein, wenn du deine Augen nicht zu Hause hältst und dir andere Frauen besser

gefallen als deine eigene? Das fehlte noch, daß jetzt ich als Sündenbock herhalten sollte! Mein Herz ist rein, ich lasse meine Augen nicht auf unrechten Wegen wandeln.

Das weiß ich, Ernestine, sagte der Pfarrer zerknirscht dagegen. Aber eben, daß du so sicher im Wandel bist und es auch weißt, das hat dazu beigetragen, den meinigen zu beirren. Durch deine Rechtfertigkeit und Herzenshärte hast du mich veranlaßt, das freundliche, anmutende Wesen anderer Frauen mit mehr Wohlgefallen anzusehen, als ich gesollt hätte!

Dieses letzte Bekenntnis versetzte die Pfarrerin in die größte Wut.

Was? rief sie außer sich, das wagst du mir ins Gesicht zu sagen? So steht's mit deiner Pflicht und Treue! Geh — geh zu deiner Witwe Manz!

Das Wort traf den Pfarrer wie ein Keulenhieb. Er schlug sich die Hände vors Gesicht und brach stöhnend vor dem Kanapee zusammen. Die Pfarrerin erschrak heftig über diese Wirkung ihres Ausbruchs. Sie eilte zu ihm und tröstete ihn. Was er nur habe? Es sei ja gar nicht so schlimm gemeint — sie habe ja nur einen Augenblick gedacht — es sei ihr so vorgekommen, als gefalle ihm die leichtsinnige Person, die verfloffenen Juli im Mittentaler Wäldchen einen verheirateten Mann geküßt habe.

Mühsam, zerschlagen richtete sich der Pfarrer in ihren Armen auf. Also auch sie konnte so etwas denken! Das nahm ihm den letzten Rest von Selbstvertrauen.

Der Zufall wollte, daß um jene Zeit ein Prediger der Inneren Mission die Anfrage stellte, ob sein Besuch in der Gemeinde erwünscht sei. Pfarrer Matheius, der von der Gegenwart des Missionars geistlichen Trost für sich selbst erhoffte, bejahte mit Freuden. Mit Frau und Tochter saß er vorn im pfarrherrlichen Kirchenstuhl, als der Missionsprediger einen heftigen Vortrag begann, gewürzt mit der Geschichte von einem Schneider, der Sozialist, Trinker und Ehebrecher war und dessen Frau solange betete und

gute Werke tat, bis der Mann erleuchtet wurde, den Umgang der Genossen abschwor und statt ins Wirtshaus am Eck ins Gotteshaus ging. Nachdem der Prediger sich in einer schönen Ausmalung des nun blühenden häuslichen Friedens ergangen hatte, fuhr er mit erhobener Stimme fort: Aber, meine Freunde, als das Gebet der Frau Erhörung gefunden hatte, ließ sie selbst im Eifer nach, sie wurde lau und lauer, und siehe, der Mann sank aus dem Stand der Gnade wieder herunter. Gerade, als sie ihren Beitrag für die Innere Mission verweigert hatte, stand sie am Fenster, und da sah sie ihn schräg über die Straße gehen nach jener Eckstube zu ebener Erde, wo —

Der Pfarrer Mathesius hörte kein Wort weiter. Er war fast vom Stuhl gesunken vor Schreck. Die Witwe Manz wohnte in einer Eckstube, die zu ebener Erde lag! Er meinte zu fühlen, daß die Augen der ganzen Gemeinde an ihm hingen; er war zerschmettert, vernichtet. Wie er jenes Tages, von Frau und Tochter gestützt, aus der Kirche kam, wußte er später selber nicht.

Jetzt brach an dem Unglücklichen der völlige Zerriss aus. Die Pfarrerin ließ sich von dem Wahngebilde anstecken und, statt ihm begreiflich zu machen, daß der Missionsprediger, der desselben Tages von auswärts gekommen war, unmöglich von der Witwe Manz etwas wissen konnte, klagte sie mit ihm über die Schmach, so von dem Amtsbruder vor der ganzen Gemeinde gebrandmarkt worden zu sein. Die Frau jammerte, die Tochter weinte, der Zustand des Pfarrers wurde fürchterlich.

In dieser Not wurde ich telegraphisch herbeigerufen, zugleich als alter Bekannter und als Arzt.

Ich fand meinen armen Mathesius, wie er sich auf seinem Himmelbett wälzte und dabei jammerte und weinte: Sagt von mir, was ihr wollt, es geschieht mir alles recht, ich bin ein Unwürdiger. Nur nennt mich keinen Ehebrecher, denn das hab' ich nicht verdient!

Da kein Zureden half, ließ ich ihn schnell seine Reisetasche packen



und brachte ihn in eine Nervenanstalt. Der Pfarrer folgte gutwillig, es war ihm eine Erlösung, den Ort zu verlassen.

In der ersten Zeit war er sehr aufgereggt, er klagte sich oft mit Heftigkeit an, beteuerte aber stets, wenn er sich auch schwer vergangen habe, bis zum äußersten habe er es nicht getrieben. Das sechste Gebot gebrochen — nein, das habe er nicht, das habe er gewiß nicht. Aber sonst sei er ein armer, elender Sünder — und dabei weinte er jedesmal Ströme von Tränen.

Mit der Zeit wurde er ruhiger, aber es gelang nicht, ihn von seinem Wahne zu heilen. Auf seinen Posten wollte er nicht zurück, auch das Wiedersehen mit Frau und Tochter blieb ohne Erfolg. Man mußte sich entschließen, ihn in der Anstalt zu behalten.

Zugleich mit der nachgesuchten Enthebung vom Amte traf die Nachricht aus seinem Pfarrdorf ein, daß der Hofbauer Stoz zur allgemeinen Befriedigung Kirchengemeindepfleger geworden sei. Pfarrer Matheßius blieb völlig stumpf bei dieser Mitteilung. Daß der Stoz es war, der die Witwe Manz geküßt hatte, schien er ganz vergessen zu haben. Als man ihn daran erinnerte, murmelte er vor sich hin: Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!

Sein Geist ist unheilbar umnachtet. Frau und Tochter leben in Trübsal.

Und das alles um den Kuß, den an einem Juliabend im Mittentaler Wäldchen ein Kirchengemeinderat einer Witfrau gegeben hat!

---

## Lore

Liebe Cäcilie! Wenn diese Zeilen Dir vor Augen kommen, wirst Du erstaunt und ungläubig nach der Unterschrift suchen, um Dich zu überzeugen, ob es wirklich Dein Bruder Heinrich ist, der solche Worte an Dich richtet. Du hattest es ja mit Deiner Mutterpflicht gegen den verwaisten Knaben so ernst genommen und mich zu einem so ausgelernten Rechner und Streber herangezogen, da dachtest Du nicht, daß ein Tag kommen würde, wo der Schüler Dein mühsam aufgeführtes Lehr- und Lebensgebäude in Trümmer schlägt. Sieh, liebe Cäcilie, als Du mir predigtest: Ein junger Arzt, der es zu etwas bringen will, braucht eine Frau, und eine reiche Frau — da bewegtest Du Dich noch in den ausgetretenen Bahnen der allgemeinen Schwestern- und Vasenweisheit. Ganz wurdest Du erst Du selbst und erstiegst den Gipfel Deiner Ichlehre, als Du mir rietest, die Lore zu nehmen. Du wirst keinen Korb bekommen, sagtest Du, und Du mußttest es wissen. Du hattest ja vorgearbeitet und ihr gläubiges Gemüt so mit dem Genie Deines vergötterten Bruders angefüllt, daß ein gewissenloser Selbstling ihr als der Übermensch erschien, der der Welt das große Heil zu bringen habe. Aber Du wußtest noch etwas anderes, das Du nur durch Mienen und halbe Worte ausdrücken durftest: daß ich, wenn ich sie nähme, sie nicht lange behalten würde. Und Du wolltest ja in allem nur mein Glück. Freilich, sie war nicht schön, die arme Lore, eher häßlich, wenn nicht etwas Schlimmeres: reizlos — aber dafür sollte ich ja in den Stand gesetzt werden, demaleinst mit ihrem Vermögen eine glänzende Schönheit heimzuführen. Das war die Meinung, und ich erriet

sie wohl. Aber wir wollten auch sicher gehen, nicht Gefahr laufen, daß ein Fehler in der Rechnung sei, darum suchtest Du unsern berühmtesten Diagnostiker auf und trugst ihm mit erbeuchelter Freundschaftsorge Lore's Fall vor: der Vater an Schwindsucht gestorben, drei Geschwister lebensunfähig zur Welt gekommen, sie selbst, die letzte, nach zahllosen Kinderkrankheiten mit unendlicher Not und Mühe in die Jahre der Reife herübergerettet. Vorsichtig holtest Du ihn aus und gabst ihm alle für die Diagnose wichtigen Anhaltspunkte. Drum fiel auch sein Spruch so rund und glatt: Ihre Freundin kann sich lange hinfristen, wenn sie unverheiratet bleibt. Tritt sie in die Ehe, so mag sie sich fertig halten, in ein paar Jahren die Reise nach der andern Welt anzutreten.

Jetzt hattest Du die Gewißheit, die Du brauchtest, und mit Lore's Todesurteil in der Tasche stelltest Du Deinen gehorsamen Zögling seinem künftigen Opfer vor. Die arme Lore! Sie hatte sonst ein so feines Gefühl, wie kam es, daß sie nicht augenblicks ihren Mörder witterte? Sie sah mich mit den Augen, die Du ihr geliebt hattest. Nur die Mutter blickte tiefer, und sie kämpfte wie eine Löwin für das Leben ihres Kindes. Aber Lore's eigener Wille stand gegen sie. Mein Gesicht, mein Wesen hat es mancher angetan, aber Lore, die sonst mit so sicherem Blick sich ihrer Freier erwehrt, wie konnte Lore sich in mich verlieben und auf mich vertrauen?

Ich darf mir nachsagen, daß ich, wenn auch kein feuriger, so doch gewiß ein lebenswürdiger Bräutigam gewesen bin. Du pflegtest darüber zu lächeln, wie gut ich meine Rolle spielte, aber es war schon damals etwas in mir, etwas Besseres, dem dieses Lächeln wehe tat. Das Lebenswürdigsein fiel mir ja nicht schwer, denn ganz von selbst, durch inneren Zwang, traten stets in Lore's Nähe die besseren Seiten meines Wesens hervor. Und Lore schien so glücklich! Kein Vergleich zwischen sich und den blühenden Mädchen gestalten, unter denen ich hätte wählen können, trübte ihre

Freude. Ihr alle freuet euch — und ich selber mit — über die selbstgewisse Sicherheit der kleinen blassen Braut, die ihren neuen Besitz so ruhig und fest in die Hände nahm. Vor dem Altar erwachte so etwas wie ein Gewissen in mir. Doch nein, Gewissen kann ich es nicht nennen. Du hattest mich ja gelehrt, daß das Leben ein Kampf ist, worin der Stärkere den Schwächeren erdrückt, und ich fühlte mich berechtigt, nach dieser Lehre zu handeln. Es war nur eine Art Spigbubenredlichkeit, die mich denken ließ: Arme Seele, du sollst das Gut, das du so teuer kaufst, die kurze Zeit ohne Abzug besitzen.

Sie hat es mir leicht gemacht, mein Wort zu halten. Zwar anfangs war sie mir nur eine freundliche Zugabe meines neuen Daseins, die ich mir ohne Zwang gefallen ließ. Sie hatte ja nichts von allem, was wir an Frauen zu bewundern pflegen; nur eine Kleinigkeit besaß sie, die ich noch nicht gekannt hatte: eine Seele. Bei ihren kleinsten Handlungen, wenn sie ihren Hund fütterte oder frühmorgens am Gartentor, ehe ich wegritt, meinem Pferde noch ein Stück Zucker reichete, trat diese Seele nach außen und umgab sie mit einer leuchtenden Lieblichkeit. Ihre Stimme, wenn sie ‚Liebster‘ sagte, hatte einen Schmelz, dem nicht zu widerstehen war. Noch immer sehe ich sie vor mir in dem gelben Saal, den sie sich selber einrichtete. Sie liebte das Gelbe, wie sie alles Heitere, Sonnige liebte. In der Ecke, wo sie zu sitzen pflegte, hatte sie die Kopie der Sizianischen Flora aufgehängt und wagte es, sich diesem Vergleiche auszusetzen. Sie hatte recht: nach kurzem sah ich die blühende Pracht der Flora nicht mehr vor dem Frühling, der in der Seele und auf den Lippen meines Weibes wohnte. Man konnte mir auch die größten lebenden Schönheiten zeigen, mir waren sie gleichgültig geworden. Lore mußte mich anstoßen, damit ich schöne Frauen überhaupt noch sah.

Denn ich liebte sie! Ich konnte lieben! Wer mir das vorausgesagt hätte, daß ich eine solche Entdeckung in meiner früh verdorrten Seele machen würde!

Als Lore fühlte, daß sie gesiegt hatte, ließ sie der zurückgedämmten Leidenschaft vollen Lauf. Sie, die mich bisher nur mit gehaltener, vorsorgender Zärtlichkeit behandelt hatte, flog mir jetzt mit Jubel in die Arme. Eine Flamme ergriff und umhüllte uns beide. Wir konnten nicht mehr ohne einander leben. Wenn ich nach Hause kam, stand sie schon wartend am Fenster, und ich brachte ihr alle freien Minuten, die ich zwischen den Krankenbesuchen erhaschen konnte, wie man einen Blumenstrauß der Liebsten bringt. Und ihre Freude über jeden Patienten, der sich meiner Kunst anvertraute, ihr Stolz, wenn mir eine glückliche Kur gelang, die Hoffnung, die sie auf meine Zukunft setzte. Des Abends zog es mich nicht mehr aus dem Hause: der gelbe Saal war ein heimlicher Liebeswinkel geworden, und wir waren beide froh, wenn keine Besuche uns störten. Wir saßen bei angezündeten Kerzen am Klavier und übten vierhändige Sonaten; sie half meinem Gestrümper mit ihrer kraftvollen Meisterschaft nach, und an den gewaltigsten Stellen trafen sich unsere Blicke in demselben Schauer der Andacht.

Meinen abscheulichen Pakt mit dem Schicksal hatte ich vergessen; ich meinte, es könne jetzt nur immer so fortgehen. Zuerst wurde ich wieder daran gemahnt, als ich das flüchtige Rot von ihren Wangen verschwinden sah. Als mir die Ursache klar wurde, da fuhr mir der kalte Schrecken ins Herz. Als Arzt wußte ich ja, daß sie nicht die Kraft hatte, ein anderes Leben zu ernähren, und gedankenlos hatte ich gehofft, die Natur würde ein Einsehen haben und ihr den letzten, liebsten Wunsch versagen. Ich verbarg meine Pein vor ihr und vor mir selbst, und wir lebten scheinbar glücklich weiter. Nur ihren Beethoven konnte ich sie nicht mehr spielen hören, er zerriß mir alle Fibern, ich ertrug es nicht, das Schicksal an die Pforte klopfen zu hören. Da holte sie den Mozart hervor und spann mich in ein Feenland ein, wo Schmerz und Tod versöhnt und selig neben dem Glücke wohnen.

Aber der Tag, wo das Kind geboren wurde! Das kleine Ding lag

starr wie eine wächserne Puppe in meinem Arm, und der Kollege, den ich zugezogen hatte, sagte mir bedeutungsvoll: Betrachten Sie es als ein Glück, daß das arme Geschöpf vor einem siechen Leben bewahrt worden ist. Ich mußte wie ein Verbrecher den Augen dieses schlichten, ehrlichen Mannes ausweichen. Dieses starre, wächserne Ding mein Kind und nur in das Sein gerufen, damit es die Mutter nach sich ins Grab ziehe! Schwester, in dieser Stunde graute mir vor Dir noch mehr als vor mir selbst, denn Du bist Frau und Mutter.

Lore blieb auch jetzt sich gleich. Sie klagte nicht um das Verlorene, das sie nie besessen hatte, sie lebte wieder wie vordem nur für mich. Aber sie kam nicht mehr zu Kräften. Sie ließ sich nach dem gelben Saal tragen. Dort lag sie und lächelte mir des Abends unter der gelbverschleierte Stehlampe, die sie ihre Sonnenblume nannte. Oft hätte ich aufschreien mögen: Lore, Lore, bleib bei mir. Aber ich saß neben ihr, hielt ihre Hand und lächelte gleichfalls.

Wenn ich meine Kranken besuchte und für tausend kleine Schmerzen Abhilfe schaffen sollte, dachte ich in siedender Angst an das geliebte Leben, das sich zu Hause verzehrte. Ich wagte nicht einmal, ihre Brust zu beklopfen, aus Furcht, mein Urteil selbst besiegeln zu müssen. Tag und Nacht raunte eine Stimme mir zu: Du hast's gewußt, du hast's gewollt. Das hattest du nicht bedacht, Schwester, in deiner alles bedenkenden Klugheit, daß es eine solche Stimme gibt.

Aus Lores Mutter sprach der Vorwurf mit Feuerzungen. Wenigstens riß mich das aus meiner schuldbewußten Lähmung. Fachärzte wurden zugezogen und gaben widersprechende Gutachten ab. Ich mußte sogar jene Leuchte zu Rate ziehen, die Du einst über Lores Aussichten befragt hattest. Der Mann durchschaute die Wahrheit und setzte mich höflich vor die Tür. Mir aber glänzte jetzt durch die Entdeckung eines Kollegen ein Hoffnungsstrahl auf, dem ich mit Leidenschaft nachging. Ich übernahm selbst die

Behandlung; im Feuer des neuen Gedankens glaubte ich, die Wissenschaft sei in eine Ara der Wunder getreten. Andere hatten mit dem Mittel Erfolg gehabt, warum sollte nicht auch ich Erfolg haben. Lore gab sich geduldig lächelnd auch zu diesen Versuchen her; sie hätte so gern meinen ärztlichen Ruhm durch ihre Genesung besiegelt. Aber das Mittel schlug fehl, wir hatten nur die erschöpften Kräfte zu einer letzten Anstrengung aufgebraucht und den Ausgang beschleunigt.

Als ich auf ihren Wunsch mit ihr nach dem Süden reiste, war ihr Licht schon im letzten Flackern. Aber Lore hielt es nicht aus unter den fremden Gesichtern und begehrte gleich wieder nach Hause. In dem gelben Zimmer, wo wir so glücklich gewesen waren, wollte sie sterben. Sie sagte tröstend zu mir: Laß dich unsere Liebe nicht reuen; ich weiß ja selbst, ich hätte länger leben können, aber ich wollte einmal glücklich sein. Mir war's, als dürfte ich sie nicht fortlassen, ehe ich ihr alles gestanden hätte. Aber konnte ich das Abscheuliche über die Lippen bringen, konnte ich ihr sagen: Ich habe dich arme, zarte Blume ja nur an die Brust gesteckt, damit du hier verwelken sollst. Ich schwieg aus Feigheit und aus Schonung, und mit der brennenden Lüge zwischen uns schied sie hinüber.

Du weißt, wir pflegten in jüngeren Jahren von der Höhe unserer materialistischen Weltanschauung herab über den Gedanken der Fortdauer nach dem Tode zu lachen. Jetzt schleicht er sich mir bisweilen ahnungsweise in den dunklen Grund der Empfindungswelt ein. In jener Zeit beherrschte er mich mit eisigem Schrecken. Jetzt, dachte ich, ist ihr alle Wahrheit offenbar, und wie stehe ich in diesem Augenblick vor ihr. Ich wußte nicht, wo mich vor ihr und vor mir selbst verbergen. Furcht vor dem Wiedersehen zwang mich, die Pistole, die ich schon an die Stirn gesetzt hatte, wieder aus der Hand zu legen. Ich wagte die Leiche nicht mehr anzurühren, ich überließ sie fremden Händen, und nur gezwungen, von den Freunden geleitet, folgte ich ihrer Bahre.

Welch eine Rückkehr in mein verödetes Haus! Es fiel mir ein, daß dies das Ziel war, worauf Deine Pläne hingearbeitet hatten. Jetzt stand ich da, wie Du mich sehen wolltest, frei, als der Besitzer eines großen Vermögens. Aber was nun mit mir selber anfangen? Ich irrte in den leeren Zimmern umher wie ein Verbrecher auf der Stätte seiner That. Da brachte mir die Wärterin, die das Sterbezimmer reinigte, einen Zettel, den sie unter Lores Kopfkissen gefunden hatte. Er enthielt nur zwei Worte, von Lores Hand geschrieben, die mich zur Fassung ermahnten. Ich glaubte, ihre liebliche Stimme noch einmal zu hören, die aus einer andern Welt herübertönte. Und plötzlich kam mir eine Erleuchtung: ich riß die Polster aus dem Bett, und zwischen Gestell und Matratze fand ich noch ein ganzes Päckchen solcher Zettel eingeklemmt. Sie waren gleichmäßig zugeschnitten und sauber gefaltet, wie jedes Blatt, das aus Lores Hand kam. Sie schrieb sie in ihren letzten Lebenstagen in den wenigen Minuten, wo ich mich aus dem Zimmer entfernte. Was sie schrieb, darüber soll kein fremdes Auge hingehen; es gehört auf ewig nur ihr und mir.

War sie hellsehend in ihren letzten Stunden, oder waren mir Worte entschlüpft, die ihr meine ganze Dual enthüllten? Sie sah mit ihren sterbenden Augen jede Falte meines Inneren und las mein ganzes Leben rückwärts und vorwärts. Jeder Zettel gab Antwort auf die Gedanken, die mich folterten. Daß ich meine Freiheit der Berechnung geopfert hatte, war ihr von je bewußt gewesen, aber sie hatte nie an ihrem Siege gezweifelt. Jetzt wußte sie auch, daß ich die Kranke, dem Tode Verfallene gewählt hatte, um die Fessel nicht ewig zu tragen. Und dennoch vergab sie und hatte nur holde Worte für mich, denn sie wußte auch, daß dann die Liebe gekommen war, die große, alle Frevel tilgende, die ihren Besitz auf ewig festhalten wollte. Diesen Trost, daß sie auch mit sehenden Augen noch die Meine war und sich glücklich pries bis zum letzten Atemzug, wollte sie mir noch von jenseits des Grabes zusenden.



Ja, sie war glücklich in ihrer Unschuld und ihrer allverstehenden Liebe. Aber ich? Vor mir steht die Macht, deren Dasein wir so getrost geleugnet hatten: die ewig gerechte Weltordnung. Sie bedarf nicht einmal einer außerweltlichen Lenkung. Die Vergeltung wächst aus der Schuld so sicher, wie aus dem Keime die Frucht. Ich ahne eine große Harmonie des Weltganzen, in deren Rhythmus alles Gute und Gesunde lebt. Der Frevler, die Willkür, die kleinen niedrigen Zwecke sind nur ein Aus-dem-Takt-Fallen, und über den Frevler weg stellt die gestörte Harmonie sich wieder her.

Mit Dir, Schwester, will ich nicht hadern, Du bist nur ein Kind Deiner Verhältnisse. Aber mit mir selber habe ich Abrechnung zu halten. Ich kann Loes' letzten Wunsch nicht befolgen und ins Leben zurückkehren, von dem Geschenk ihrer Vergebung belastet, um wieder Anteil zu nehmen an dem Getriebe. Aber fürchte darum keine blutige, Aufsehen erregende Katastrophe. Ich will still und tapfer vor ihren Augen stehen, die noch immer auf mich gerichtet sind. Ich will den durchbrochenen Rhythmus im Dienst des Ganzen wiederherstellen.

Ich reise nach Bombay, um das kleine Häuflein europäischer Ärzte zu verstärken, das dort an den Pestspitälern um Gegenmittel gegen die furchtbarste aller Seuchen ringt. Ob ich lebe oder sterbe, ihr werdet nicht wieder von mir hören. Vollstrecke Du die Verfügungen, die auf inliegendem Blatte enthalten sind, und genieße die Vorteile, die sie Dir bieten.

Lebe wohl!

## Schlafen

Es war zufällig gerade am Sedantag, daß ich zum letztenmal die Stadt meiner Jugend besuchte. In den besflaggten Straßen umherschleudernd, geriet ich unversehens in den Menschen Schwarm, der sich hinter dem Festzug her nach dem Kriegerdenkmal auf dem Friedhof wälzte. Wie war das Fähnlein der Veteranen zusammengeschmolzen, das an der Spitze marschierte. Schwere, gedrungene Männergestalten mit ergrauten Häuptern, die einst als behende Jünglinge im Siegeszug mitgeschritten waren, und die stämmigen Landwehrleute von dazumal gebeugte Greise. Sie gingen fest zusammengeschlossen und abgesondert von dem großen Haufen, diese Veteranen mit ihren Ehrenzeichen und den in ihren harten Zügen tief eingegrabenen Erinnerungen, wie wandelnde Monumente inmitten einer neuen Zeit, für die der große Krieg schon fast zum Märchen verklungen war. Selbst ihre Fahne schien nicht mehr so stolz und triumphierend zu flattern, als fühlte auch sie, daß sie nur noch ein Ding der Vergangenheit war. Denn die Errungenschaften des furchtbaren Jahres waren dieser jungen Welt schon ein ererbter Besitz, und von seinen Opfern nannte man kaum noch die Namen. Darum trug auch die Feier, die einst Flammen der Begeisterung entfesselt hatte, jetzt ein kühles und förmliches Gepräge, und in der That war es eines der letzten Male, daß sie überhaupt begangen wurde.

Ich ließ mich vom Takte der Musik mit fortreißen, und ehe ich es wußte und wollte, fand ich mich mit den andern auf dem Friedhof. Während die Fahnenkränze niedergelegt wurden und

ein Festredner vortrat, verlor ich mich in die stillen Baumstraßen des Gartens, die zwischen den eingesunkenen Gräberreihen durchführen. Die lange Zeile der Ehujen, die ich, selber noch klein, als kleine Bäumchen gekannt hatte, fand ich als stattliche Bäume wieder. Ich entzifferte auf den Steinen manchen wohlbekannten, schon halb verwachsenen Namen, andere, deren Träger ich noch am Leben geglaubt hatte, blinkten mir von frischen Denkmälern als traurige Überraschung entgegen. Tod und Leben sprachen heute von nichts anderem als von dem Wandel der Zeit.

Als ich von meinem Rundgang zurückkam, war die Feier schon zu Ende, und die Versammlung hatte sich aufgelöst; nur wenige Personen blieben bei dem frisch geschmückten Obelisken zurück. Unter diesen fiel mir ein dürftig gekleidetes altes Frauchen auf, das unverwandt, aber mit einem Ausdruck des Vorwurfs zu der goldenen Inschrift emporstarrte, welche die Namen der im Siebziger Kriege Gefallenen der Nachwelt aufbewahrt. Es war nicht möglich, aus ihrem Auseren auf den Stand, dem sie etwa angehören mochte, zu schließen, aber jeder Zug ihres vergrämten runzligen Gesichtes sagte mir, daß ich eine trauernde Mutter vor mir sah. Hier war eine, die vom Wandel der Zeit nichts wußte — die Wunde, die sie im Herzen trug, war unverheilt und blutete beim Anblick dieser Marmortafel aufs neue. Als sie sich beobachtet sah, geriet sie in Verwirrung und wendete sich verschüchtert hinweg, wie wenn ich sie auf unrechtlichen Wegen ertappt hätte. Unwillkürlich drängte sich mir die Frage über die Lippen, ob sie unter den Braven, denen dieser Denkstein errichtet sei, einen lieben Angehörigen habe.

Aber gleich bereute ich meine Worte, denn ich sah, daß eine heiße Röte in die welken Wangen des Weibleins stieg und sich bis über die von dünnem weißem Haar umrahmte Stirn verbreitete, während Tränen in ihre Augen traten.

Nein, meines Wilhelms Name steht nicht auf dem Stein, antwortete sie mit vor Unwillen und Kränkung zitternder Stimme —

und er ist doch so gut wie die andern fürs Vaterland gefallen — aber meinen Wilhelm haben sie vergessen.

Dabei rannen ihr die Tränen plötzlich und unaufhaltsam nieder, und sie sah sich wie hilfesuchend nach einem der Veteranen um, die noch bei dem Denkmal standen, einem rüstigen, mit dem Eisernen Kreuze geschmückten Mann, der freundlich zu ihr trat.

Sehen Sie, Herr Inspektor, rief sie ihm mit klagendem Ton entgegen, noch immer steht meines Wilhelms Name nicht auf dem Stein.

Lassen Sie's gut sein, Frau Präzeptorin, die Herren haben jetzt anderes zu denken. Was liegt auch an dem Namen! Deshalb wird doch an dieser Stelle für Ihren Wilhelm so viel und vielleicht noch mehr gebetet als für irgendeinen von diesen braven Gefallenen.

In diesen einfachen Worten und in dem Ton, womit sie gesprochen wurden, lag ein gewisses Etwas, das mich seltsam berührte. Zudem wollte mir das Gesicht des Mannes bekannt erscheinen, ich hatte aber keine Zeit, mich darüber zu besinnen, denn das Gespräch der beiden fesselte meine Aufmerksamkeit.

Ja, das sagen Sie mir jedesmal, Herr Inspektor, entgegnete die alte Frau im vorwurfsvollen Tone eines Kindes, dem der Erwachsene die Erfüllung eines Versprechens schuldig geblieben ist. — Aber das ist ein schlechter Trost für eine Mutter, die ihren liebsten Sohn hat hergeben müssen. Anfangs freilich, solange mein armer Wilhelm noch zu den Vermissten gerechnet wurde, da konnten sie seinen Namen nicht hinaufsetzen zu den anderen, aber jetzt — wo seit so langer Zeit jede Hoffnung verschwunden ist — ein Schluchzen riß ihr die Worte ab. Ich kann's eben nicht verwinden, Herr Inspektor, fuhr sie trostlos fort, daß mein armer Bub allein von allen vergessen sein soll.

Die dabei waren, werden ihn nicht vergessen, entgegnete der alte

Soldat in einem Ton, der tröstlich klingen sollte, durch den es aber wie ein heimliches Zittern lief. Und, setzte er mit sinkender Stimme hinzu, um keinen haben die Kameraden mehr geweint.

Diese letzten Worte schienen die alte Frau ein wenig aufzurichten.

Er war ein so lieber, herzensguter Mensch, mein Wilhelm, sagte sie, zu mir gewendet, alle waren ihm gut, die ihn kannten. Aber man hätte ihn mir so jung nicht nehmen sollen, er war ja gar nicht stark genug für die schrecklichen Strapazen, und wenn ihn auch die Kugel bei Champigny verschont hätte, so wäre er mir doch nicht gesund zurückgekehrt. Sie wissen es ja, was für ein zartes Pflänzchen er war, Herr Inspektor. Er ist eben im Leid zur Welt gekommen, nachdem sein Vater schon gestorben war, und hat nie die rechte Lebenskraft gehabt wie seine Brüder. Dabei war er doch so brav, so fleißig, der Beste von allen. Das Frühaufstehen fiel ihm schwer, und doch war er immer der Erste in der Schule. Abends fand ich ihn oft über seinen Büchern eingeschlafen, es zerriß mir dann das Herz, daß ich ihn wecken mußte, aber der Herr Lehrer war so streng, und die Aufgaben mußten gemacht sein. Und wie er sich dabei noch Mühe gab, mir zu helfen, woran keiner von den andern dachte! Wie er das Wasser für mich schleppte und das Holz klein machte, die Einkäufe besorgte. Einen besseren Sohn hat es nie auf der Welt gegeben. Alles tat er für seine Mutter, wenn er auch oft die Augen kaum offen halten konnte vor Müdigkeit. Ach, was mag er ausgestanden haben bei dem harten Dienst, mein armer Wilhelm! — Daran darf ich gar nicht denken.

Der alte Soldat, an den diese Worte gerichtet waren, hörte ihr geduldig zu, obgleich er dieselben Reden wohl schon hundertmal aus ihrem Munde vernommen haben mochte. Er hatte sie vorsichtig untergefaßt, da ihr beim Herabsteigen der Fuß an dem niedrigen Unterbau des Obeliskens ausgeglitten war, und leitete

die alte Frau über den rauhen Kiesweg sorgsam bis ans Gittertor.

Anwillkürlich schloß ich mich den beiden an, mehr und mehr betroffen von der Aufmerksamkeit des derben Veteranen für dieses zitterige, kümmerliche Mütterlein, an das ihn doch augenscheinlich kein Verwandtschaftsverhältnis knüpfte.

Ja, ja, antwortete er im Gehen auf ihre Reden, er hatte immer die große Müdigkeit und tat alles wie im Traum. Nur wenn die Feldpost kam, wurde er lebendig.

Das Weiblein glänzte auf. Dann kamen die Briefe von seiner Mutter — und die Pakete — sie verlor sich in heitere und traurige Erinnerungen jener verhängnisvollen Tage. — Jetzt darf er schlafen, sagte sie endlich mit ergebenener Mutterliebe, die ihrem Liebling das Beste gönnt. Der Veteran drückte ihr die Hand zum Abschied mit einer Erschütterung in den grobgeschnittenen Zügen, die mich überraschte.

Und ich will doch nicht sterben, bis meinem Wilhelm seine Ehre widerfahren ist, sagte sie eigensinnig, sich noch einmal nach dem Obelisken zurückwendend.

Wir müssen eben eine neue Eingabe machen, Frau Präzeptorin, antwortete der alte Soldat und sah ihr mit unbeschreiblichem Ausdruck nach, wie sie gestärkt und gehoben durch dieses Versprechen mit rüstigeren Schritten von dannen ging.

Ich hatte unterdessen Zeit gehabt, mir den Mann zu betrachten, und glaubte in ihm einen Nachbarssohn zu erkennen, der als Unteroffizier im Jägerkorps gestanden hatte und, wenn er sich auf Urlaub bei den Seinen aufhielt, zuweilen auch in mein elterliches Haus gekommen war.

Als ich ihn ansprach, zeigte sich's, daß meine Vermutung mich nicht täuschte. Nachdem wir uns die Hände geschüttelt und die üblichen Erkundigungen ausgetauscht hatten, fragte ich: Warum wird denn der Frau ihr Anliegen nicht erfüllt? Sie ist doch wahrhaftig im Rechte.

Der alte Soldat sah sich um, ob niemand zuhöre. Dann antwortete er in gedämpfem Ton:

Ach, das ist eine traurige Geschichte. Der Wilhelm war so ein lang aufgeschossener schwächlicher Mensch, und sie hätten ihn freilich nicht zu den Soldaten nehmen sollen. Er schlief oft während des Marschierens ein und taumelte hin und her wie ein Betrunkener; einer schob ihn dem andern mit dem Ellbogen zu. Daß er den furchtbaren Gewaltmarsch nach Sedan ausgehalten hat, nimmt mich noch heute Wunder! Die Kameraden halfen ihm durch, wo sie konnten, aber in einer eiskalten Nacht bei Champigny traf ihn sein Schicksal doch. Unsere Feldwache hatte ihre Doppelpostenkette gegen das Marneufer ausgestellt. Der Vorpostendienst in den schaurigen Novembernächten war dort viel gefürchteter als die offene Schlacht. Wir mußten jeden Augenblick auf einen Überfall gefaßt sein und wurden Tag und Nacht, ohne uns regen zu dürfen, von den Kugeln der Zuaven belästigt. Sie dürfen glauben, es war kein Spaß, auf der sumpfigen Wiese bei Schnee und Regen, mit den Füßen im Kot, die Hand beinahe festgefroren am Gewehr, stunden- und stundenlang unbeweglich auszuhalten, nichts zu sehen als die dichteste Finsternis, nichts zu hören als das Rauschen des Wassers und ab und zu eine vorbeisauende Kugel.

Die Reihe kam auch an den Wilhelm, und es fügte sich, daß mit ihm zusammen der schneidigste Bursche aus der ganzen Kompagnie auf den Posten befehligt wurde. Aber beim Morgengrauen, als die Ablösung kam, da gaben die zwei keine Antwort, und erst nach längerem Suchen fand man das eine Postenglied, mit dem Kopf in einer Pfütze liegend, tot, durch eine Kugel vom anderen Marneufer niedergestreckt. Zehn Schritte davon hinter einem Weidengebüsch saß der Wilhelm, gegen einen Baumstumpf gelehnt, auf dem nassen Boden. Der Kopf hing ihm auf die Brust herab, und angerufen regte er sich nicht. Wir glaubten, auch er sei tot, — wär' er's doch gewesen! Aber nach vielem Mütteln kam

er zu sich, er sah ganz verworren umher und konnte auf keine Frage Antwort geben. Er war vor Frost und Übermüdung eingeschlafen, der arme Teufel — eingeschlafen auf Vorposten vor dem Feinde! Die Kameraden hätten ihn gern gerettet, aber da war kein Vertuschen möglich, auch hatte er einen Feldweibel, der ihm auffällig war. Ja, weiß Gott, setzte er nach einer Pause seufzend hinzu, es ist eine harte und schwere Sache um das Soldatenleben im Kriege.

Was ist mit ihm geschehen? drängte ich atemlos.

Das Kriegsgericht trat noch am selben Morgen zusammen. Das ganze Bataillon weinte um ihn. Aber was wollen Sie — die Disziplin —

Erschossen?! rief ich.

Der Veteran sah sich um und machte eine Handbewegung, die um Schweigen bat.

Nach einer langen Pause fuhr er leise fort: Es war die härteste Stunde meines Lebens. Das ganze Bataillon wurde dazu aufgestellt, und die besten Schützen mußten vortreten — ich war auch darunter. Allen zerriß es das Herz, außer dem Wilhelm selbst. Dem war alles gleichgültig, er konnte nicht mehr. Nur schlafen! Nun, dafür ist ihm gesorgt worden.

Aber sehen Sie, so große Tage noch für uns nachkamen, die Gründung des Reichs und der siegreiche Einzug in der Heimat — das Bild des Wilhelm in seiner letzten Stunde, wie er da mit verbundenen Augen an der Mauer lehnte, das bringe ich nicht aus den Gedanken. Und nie faßt seine Mutter meine Hand, daß mich nicht ein Schauer überläuft und ich denken muß: Wenn sie wüßte! — Sie weiß es nicht und wird nie davon erfahren. Sie lebt von der Hoffnung, seinen Namen da droben an der Marmortafel lesen zu können, was doch nie geschehen wird. Alle paar Jahre muß ich eine neue Eingabe für sie machen, die schreibe ich auf Stempelpapier, falte sie schön zusammen und stecke sie daheim in meinen Ofen. Es hülfte ja doch zu nichts, und die alten



Geschichten läßt man besser schlafen. Wir können nur hoffen, daß die Völker endlich zur Vernunft kommen und daß so schreckliche Kriege sich nicht erneuern. Sonst — wie sollte ein Familienvater, der so etwas in seiner Jugend miterlebt hat, je noch eine Nacht ruhig schlafen!